

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, Oktober 1925

Heft 7

Union-Stahlriemenscheiben

Von Ing. Richard Rotter, Betriebsvorsteher der Abteilung Kleinbau der Dortmunder Union

I. Teil

Die „Union-Stahlriemenscheiben“¹ entsprechen in ihren Abmessungen genau den Vorschriften der D.-S.-Normen, d. h. die Abstufungen ihrer Durchmesser betragen gleichmäßig etwa 12 %. Auf den ersten Blick hin mag man es bezweifeln, daß mit solch großen Abstufungen die jeweils gewünschten Umdrehungszahlen zu erreichen sind. Indes ergibt sich bei näherer Prüfung, daß bei Verwendung genormter Scheiben der Ungenauigkeitsgrad der gewünschten Drehzahlen nur plus — minus 3 % beträgt, was als vollkommen ausreichend für alle Zwecke der Praxis angesehen werden kann. Bekanntlich sind die Abweichungen in den Umdrehungszahlen aller Antriebsmittel oft noch erheblich größer. In allen älteren Katalogen von Riemenscheibenherstellern findet man willkürlich gewählte Abmessungen, die sich in Abstufungen von meist 20 bis 50 mm bewegen, ohne daß hierfür ausreichende Begründungen vorhanden wären. Man bedenke, daß das Fabrikationsprogramm der Union-Stahlriemenscheibe nach den Normen 19 Durchmesser im Bereiche von 140 bis 1600 mm aufweist, während nach den früheren Ausführungen deren 62 vorhanden sein müßten. Hier zeigt sich in auffallender Weise die Vereinfachung der Fabrikationsmittel und die dadurch ganz wesentliche Verbilligung der Fabrikate, besonders in der Lagerhaltung.

¹ Siehe den Artikel „Ein neues Verfahren für die Herstellung von Riemenscheiben“ in Heft 10, Jahrgang I dieser Zeitschrift.

Der Baustoff der „Union-Stahlriemenscheibe“ ist ein Siemens-Martin-Stahlblech, das besonders geeignet ist für die teilweise nicht unschwierig herzustellenden Preßteile, vor allem jedoch für die zuverlässige Durchführung der elektrischen Punktschweißung als Hauptverbindungs mittel der einzelnen Preßstücke.

Die fabrikationsmäßig zuverlässige Durchführung der Punktschweißung gelang erst nach Überwindung großer Schwierigkeiten. Fast alle auf dem Markt erhältlichen Fabrikate von Punktschweißmaschinen wurden ausprobiert, und keine einzige dieser erwies sich als geeignet, den Beanspruchungen eines Dauerschweißbetriebes standzuhalten. Erst nach eingehendem Studium an Ort und Stelle durch die Siemens-Schuckertwerke gelang die Konstruktion der jetzt als durchaus zuverlässig anzusprechenden elektrischen Punktschweißmaschinen. Bei dem heutigen Umfange der Stahlriemenscheiben-Erzeugung werden täglich etwa 30 000 Punkte geschweißt, die natürlich zuverlässig ausfallen müssen (s. Abb. 1), da an ihre Festigkeit hohe Ansprüche gestellt werden. Dementsprechend muß

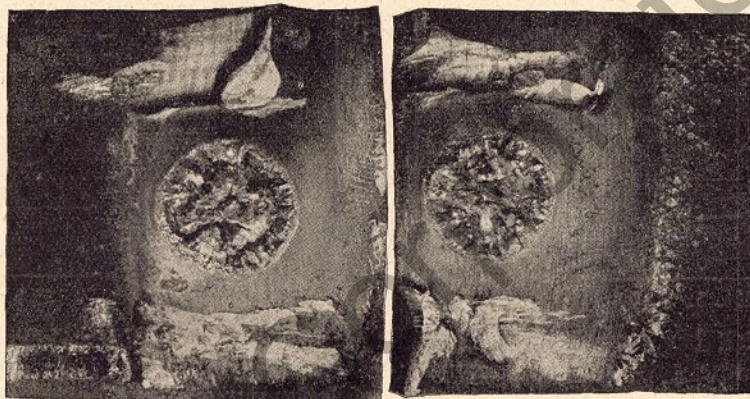


Abb. 1. Probe der Zuverlässigkeit von Schweißpunkten: Zwei Blechstücke, die gewaltsam getrennt wurden

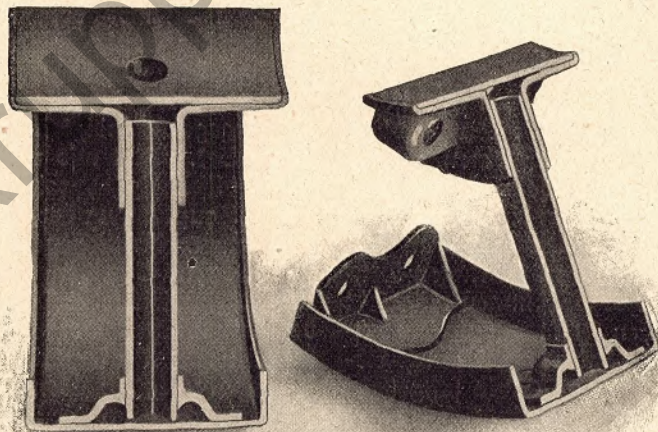


Abb. 2. Schnitt durch eine Stahlriemenscheibe

auch die Güte des verwendeten Materiales und der Schweißungen unablässig und sorgfältig überwacht werden. Nebenher gelang es, die Stahlriemenscheiben konstruktiv weiter zu vervollkommen auf Grund der in großem Umfange unter den verschiedensten Betriebsverhältnissen gesammelten Erfahrungen. Abb. 2 zeigt einen Schnitt durch die Riemenscheibe, der die Kon-

struktion gut erkennen läßt. Die Konstruktion der Stahlriemenscheibe ist heute auf einer Höhe angelangt, über die hinaus sie zunächst nicht mehr zu verbessern ist. Eigene, auf das beste durchgebildete Prüfstände und Methoden aller Art wurden schließlich noch zur laufenden Kontrolle der Fabrikationsicherheit herangezogen. Um eine Bestätigung der Ergebnisse unserer eigenen Untersuchungen und ein Urteil neutraler amtlicher Stellen zu besitzen, entschlossen wir uns, eine großzügige Reihe von Versuchen an unseren Stahlscheiben im „Werkzeugmaschinen-Institut der Technischen Hochschule zu Hannover“ durchführen zu lassen. Hierzu wurden keineswegs besondere Scheiben ausgewählt oder angefertigt, sondern nachweisbar solche verwendet, wie sie täglich aus unserer laufenden Fertigung ohne jedwede besondere Vorbereitungen fallen.

Herr Professor Cranz, der die Versuche vornahm, fand zu Beginn, daß die elastischen Formveränderungen bis etwa 30 m Umfangsgeschwindigkeit derart gering sind,

zwar ist diese Scheibe den Vorschriften unseres Fabrikationsprogrammes entsprechend in dieser Abmessung normalerweise nicht ausbalanciert und für eine Geschwindigkeit von 30 m/Sek. zulässig. Bei diesem Versuch konnten beim Lauf bis zu 60 m/Sek. Geschwindigkeit laut Bericht des Herrn Professor Cranz keine bleibenden Formveränderungen festgestellt werden. Die Versuche begannen bei $v=47$ m/Sek., dabei stellte sich die erste federnde Ausbauchung mit 0,1 mm ein und stieg bei $v=85$ m/Sek. auf 0,32 mm. Bei dieser Geschwindigkeit setzte ein starkes Schlagen der Scheibe ein. Die Messungen wurden daher eingestellt.

Die vorher in der Technischen Hochschule in Hannover angestellten Explosionsversuche ergaben folgende Resultate:

Die zweiteiligen Scheiben zersprangen bei $v=88-92$ m/Sek., während die ungeteilten erst bei 150 bis 154 m/Sek. der Zerstörung anheimfielen.

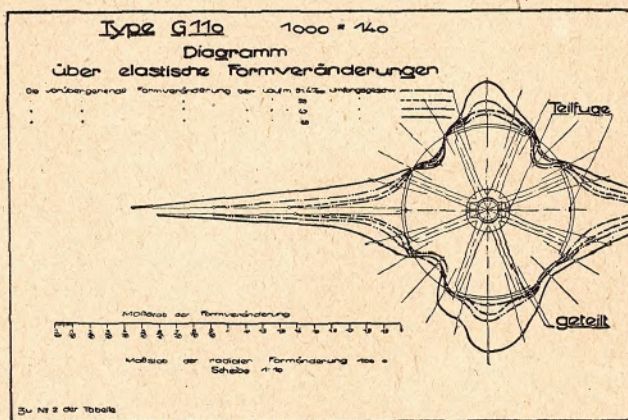


Abb. 3

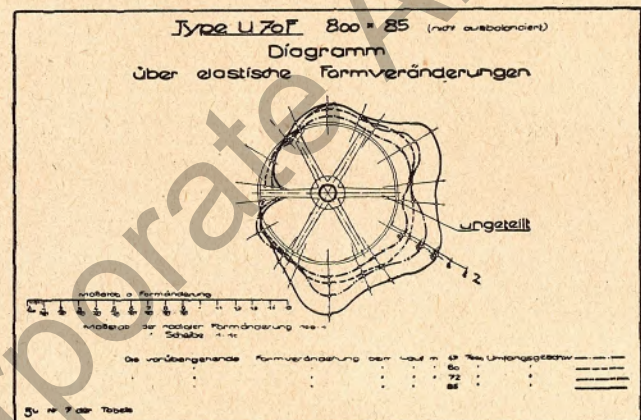


Abb. 4

daß sie trotz der Genauigkeit der vorhandenen Meßeinrichtung kaum oder doch nur ganz unvollkommen gemessen werden konnten. Deshalb haben bei allen Scheiben die Messungen erst bei $v=31,4$ m/Sek. eingesetzt. Die Kurvenbilder 3 und 4 geben die Aufzeichnungen dieser Versuche an zwei Scheiben wieder, und zwar handelt es sich bei Bild 3 um eine geteilte Scheibe und bei Bild 4 um eine solche ungeteilter Konstruktion. Die Scheiben sind im Maßstab 1 : 10 aufgezeichnet, während die durch die Kurvenlinien zum Ausdruck gebrachten elastischen Formveränderungen im Maßstabe 100 : 1 vergrößert sind, daher die außerordentlich groß erscheinende Verzerrung. Die einzelnen Punkte wurden dadurch ermittelt, daß in gleichmäßiger Verteilung über die Breite des Kranzes immer an drei Stellen des Umfanges an und zwischen den Armen und hart neben den Teilfugen Kontaktschrauben in hierfür angebrachte Bohrungen eingesetzt wurden. Mit Hilfe einer optischen Feinmeßanlage konnten auf diese Weise die Formveränderungen durch Ablesung mittels Winkelspiegels an einer Skala festgestellt werden. Dabei mußte für jeden Punkt die Scheibe auf die in dem Diagramm vermerkten Umfangsgeschwindigkeiten, zunächst $v=31,4$, dann 40, 47 und 55 m gebracht werden, um diese alsdann wiederum jedesmal auf Null zu vermindern. Dieser Vorgang hat sich also an allen Scheiben für jeden Punkt auf diese Weise wiederholt. Mit Hilfe dieser Methode allein war es möglich, die Ausbauchungen und die sich dabei an anderen Stellen ergebende entsprechende Reaktion genau zu ermitteln.

Der bei Abb. 4 ganz andere Verlauf der Formveränderung erklärt sich aus der ungeteilten Konstruktion, und

Herr Professor Cranz schreibt hierzu u. a.:

„Vergleicht man diese Ergebnisse mit denen von Markmann an Gußriemenscheiben, die in den Versuchsergebnissen des Versuchsfeldes für Maschinenelemente der Technischen Hochschule Berlin veröffentlicht sind, so läßt sich sagen, daß sowohl die ungeteilten als auch die geteilten Riemenscheiben in vorliegender Ausführung eine höhere Explosionsicherheit besitzen.“

Diese Untersuchungen haben die auf unseren Prüfständen ergebnen Resultate voll bestätigt. Die zulässige Umfangsgeschwindigkeit für zweiteilige Scheiben von 25 m/Sek. bietet also nach diesen Ergebnissen immerhin eine vollständig ausreichende Betriebssicherheit.

Als Hauptvorteil der Scheiben aus Stahlblech ist wohl das außerordentlich geringe Gewicht im Vergleich zu gußeisernen Scheiben hervorzuheben. Dieser wichtige Grund gab seit jeher den verschiedensten Konstrukteuren der ganzen Welt Veranlassung, sich mit diesem Stoff zu beschäftigen. In Amerika waren daher schon in der Vorkriegszeit Stahlscheiben weitestgehend eingeführt. Zusammengefaßt sind die Vorteile der „Union-Stahlriemenscheiben“ gegenüber gußeisernen Scheiben diese: völlige Unverwundlichkeit und absolute Transportsicherheit, wesentliche Erleichterung der Montage, infolgedessen Verbilligung der Montagekosten, Schmiermittel, des Kraftverbrauches usw., also Fragen von großer Bedeutung für den heute überall zu verbilligenden Fabrikationsbetrieb. Hervorzuheben sind ferner die erhöhte Sicherheit bei großen Geschwindigkeiten, der denkbar billigste Anschaffungspreis und die sofortige Lieferbarkeit in jeder gewünschten Abmessung innerhalb des Herstellungsbereiches.

Zweckmäßig hat man im Hinblick auf die sich stark unterscheidenden Verbraucherbezirke bei der Konstruktion die Verwendbarkeit für leichte als auch für schwere und schwerste Betriebe berücksichtigt, entsprechend den jeweiligen Anforderungen.

Gründliche Fabrikationserfahrungen und die vorzüglich durchgebildete Serienherstellung gestatteten auch die Steigerung des Genauigkeitsgrades in kaum zu überbietender Weise, so daß also auch in dieser Hinsicht die Scheiben allen Ansprüchen der Praxis gerecht werden können. Auch die Anpassungsfähigkeit an die Wellendurchmesser ist äußerst vielseitig. Schwere Scheiben, welche mit Keilbefestigung montiert werden, haben gußeiserne Einlegebüchsen. Alle übrigen zweiteiligen werden nur geklemmt. Im letzteren Falle ist durch eine weitgehende Staffelung der Grundbohrungen und zur Erzielung weiterer Verbilligung die gußeiserne Einlegebüchse durch eine solche aus kaltgewalztem Flußstahl ersetzt. Daß natürlich die Anfertigung der Büchsen

als „Austauschteile“ wie auch die Bohrungen den im Transmissionsbau eingeführten D.-I.-Normen entsprechen, muß trotz Selbstverständlichkeit noch erwähnt werden (Abb. 5).

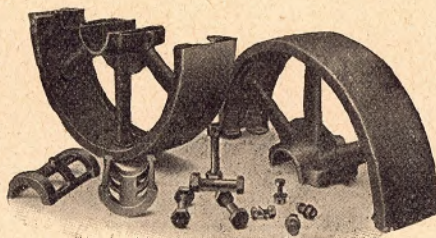


Abb. 5

Die Einführung der Scheiben verursachte nicht unerhebliche Schwierigkeiten und Widerstände. Obwohl die äußere Form durchaus bestechend ist, bedurfte es doch vielfach großer Bemühungen, weite Kreise der Verbraucher von der Güte des Fabrikates zu überzeugen. Oft war es ein schwerer Entschluß für alte Praktiker, von den so sehr beliebten gußeisernen Scheiben zugunsten der neuen Fabrikate ab-

zugehen. Heute ist zu sagen, daß ungemein weite Kreise die Vorteile unserer Scheiben erkannt haben und sich zu ihrer immer weitergehenden Verwendung entschlossen haben. Die Holzriemenscheibe war wohl immer nur ein behelfsmäßiges Antriebsmittel und scheidet wegen vollständiger Konkurrenzunfähigkeit aus diesen Betrachtungen ganz aus.

Die Braunkohle

Ihre Entstehung, Gewinnung und Verwertung

Von Dipl.-Ing. G. Hoffmann, München, Bezirk Halle

I.

1. Die Entstehung der Braunkohle.

Der Braunkohlenbergbau, der, wie so mancher Industriezweig, während der Kriegsjahre stark gelitten hat, gewann durch die Folgen des Krieges um so größere Bedeutung. Der Verlust unserer großen Steinkohlengebiete, des Saarlandes und Oberschlesiens, durch das Versailler Friedensdiktat, sowie die Besehung von Rhein und Ruhr zwangen die deutsche Wirtschaft, sich mehr und mehr von der Steinkohle loszulösen und auf die Braunkohle umzustellen. Wie steht es nun mit dem Vorkommen der Braunkohle in Deutschland?

Betrachten wir uns einmal eine geologische Karte, so sehen wir, daß sich die Braunkohlenvorkommen im Gegensatz zu den nur an wenige Landstriche gebundenen Ablagerungen der Steinkohle in einem fast ununterbrochenen Streifen vom Rhein bis zur ehemaligen Provinz Posen in großen und kleinen Distrikten durch ganz Deutschland hinziehen.

Es taucht die Frage auf: Wie ist die Braunkohle entstanden?

Nach den wissenschaftlichen Forschungen gehört die Braunkohle einer der jüngsten geologischen Formationen, dem Tertiär, an, das sich in fünf Unterabteilungen: Paläozän, Cozän, Oligozän, Miozän und Pliozän gliedert. Die bedeutendsten Lagerstätten enthalten wiederum das Cozän und das Miozän. Von den deutschen Braunkohlenlagern gehören die Gebiete bei Rötten, Halle, Oberröblingen, Reiz-Weißensfels, Meuselfeld, Borna, das Geiseltal sowie die Helmstedter, Egelter und Alsherslebener Mulde dem Cozän an, während die Gebiete bei Bitterfeld, in der Niederlausitz und Ostdeutschland dem Miozän zuzurechnen sind. Auch die rheinische Braunkohle befindet sich zum großen Teile im Miozän, nur die westlich der Hochfläche der Bille gelegenen Vorkommen gehören zum Pliozän. —

Drei Möglichkeiten sind vorhanden, wie die Braunkohle entstanden ist:

1. autochthon oder bodeneigen,
2. primär allochthon oder bodenfremd,
3. sekundär allochthon.

Als „autochthon“ bezeichnet man die Braunkohlenlager, die aus Vegetationen entstanden sind, die sich früher an dem gleichen Orte befanden. Als untrüglichstes Zeichen hierfür sind aufrechtstehende Baumstümpfe zu betrachten. Ist jedoch das Ursprungsmaterial der Kohle angeschwemmt worden, so spricht man von einer primär-allochthonen Ablagerung. Unter sekundär-allochthon versteht man beide Arten von Kohle, die jedoch infolge der verschiedenartigsten Einflüsse wieder umgelagert wurden und sich nicht mehr an dem Orte ihrer ersten Ablagerung befinden. Derartige Vorkommen sind meist unabbauwürdig, da sie durch Sande und Tone stark verunreinigt sind. Der größte Teil der Braunkohlenlagerungen ist autochthonen Ursprungs, besonders bei mächtigeren Flözen; selbst wenn das untrüglichste Zeichen fehlt, so ist es doch als ausgeschlossen zu betrachten, daß derartige Massen ohne fremde Beimengungen angeschwemmt worden sind.

Der Bergmann spricht von „gewachsener Kohle“, und dieser Ausdruck trifft das Richtige. Zur besseren Erklärung sei die Entstehung des Torfes, der jüngsten Kohlenart, die noch heute in den Mooren vor sich geht, betrachtet. Je nach dem Grade der Sauerstoffzufuhr entwickeln sich beim Absterben organischer Substanzen mehr oder weniger bedeutende Mengen gasförmiger Produkte und Kohlenstoff, so daß man vier Möglichkeiten der weiteren Entwicklung unterscheiden kann: Verwesung, Vermoderung, Vertorfung, Fäulnis. Für unsere Betrachtung kommt die dritte Art in Frage.

Die aus den Mooren emporwachsenden Pflanzen sterben ab, sobald das Wachstum die natürliche Grenze erreicht hat, und sinken in das Wasser hinab. Das Wasser verhindert den Zutritt der Luft und die sonst eintretende Fäulnis. Durch diesen Vorgang, der sich jahraus, jahrein wiederholt, bilden sich auf dem Grunde der Moore allmählich Schichten von abgestorbenen Pflanzenresten, auf denen immer neue Pflanzen emporwachsen. Die unteren Schichten werden dadurch nach und nach von der Luft abgeschlossen, und es tritt bei langsamer Zersetzung allmählich ein Vorgang ein, den man mit dem Wort „Intkohlung“ bezeichnet, d. h., es bilden sich Humusgesteine, zu denen die Braunkohle gehört. Ebenso wie die Torfbildung von heute vor sich geht, geschah die Entwicklung der Braunkohle. Der Forschung nach haben sich früher während des Tertiärs in Deutschland an vielen Stellen lokale Einsenkungen mit meist tonigem Untergrund gebildet. In diesen Gebieten stiegen allmählich die Grund-



Abb. 1. Typisches Bild einer interglazialen Einpressung

wasser empor, und es entwickelte sich dort eine sumpfliebende Vegetation. Es bildeten sich große Waldmoore mit ausgesprochen tropischen Gewächsen, wie Palmenarten, Lorbeer und Bambus. Mit der Änderung des Klimas, das allmählich von dem tropischen zu einem feuchten milderen überging, erhielt auch die Pflanzenwelt ein anderes Aussehen. Im Miozän finden sich Erle, Weide, Linde und Pappeln ganz ähnlich den Bäumen der Jetztzeit. Ein besonders typisches Beispiel für die Flora des Miozän ist das *Taxodium*, eine Koniferenart (Sumpfsypresse), die noch heute in den südamerikanischen Sümpfen vorkommt, und von denen sich gut erhaltene Baumstümpfe im Senftenberger Revier finden. Fortgesetzt fand noch die Bewegung der Erdrinde statt. Die Senkungen vertieften sich, ganze Waldmoore versanken in die Tiefe. Flüsse, die sich in die entstandenen Seen ergossen, schwemmten Sande an und überdeckten die versunkene Vegetation. Während die normale Kohlenlagerung die wagerechte ist, beweisen die Einlagerung mehr oder minder starker Zwischenmittel von Sanden und Tonen sowie Faltungen und Verschiebungen der Schichten die Richtigkeit der geschilderten Vorgänge.

Auf diese Weise entstanden unsere Braunkohlenlagerstätten, die durchschnittlich eine Mächtigkeit von 10 bis 20 m aufweisen, im Rheinland und im Geiseltal bis 100 m erreichen.

In der auf das Tertiär folgenden Zeitperiode, die man geologisch mit Diluvium bezeichnet, drangen von Norden

her gewaltige Eismassen bis nach Mitteldeutschland vor. Diese Eisschicht brachte ganze Felsblöcke nordischer Gesteine mit, wie sie sich vielfach in dem der Kohle überlagernden Deckgebirge vorfinden, und bewirkten Zerreißungen und Überschiebungen in den Kohlenflözen.

Die nebenstehende photographische Aufnahme (Abb. 1) gibt ein besonders typisches Bild einer solchen interglazialen Einpressung. Die über der Kohle lagernden tertiären Sande wurden durch die Eismassen in die abgelagerte Kohle eingepreßt.

Je nach Mächtigkeit des der Kohle übergelagerten Deckgebirges erfolgt der Abbau im Tage- oder Tiefbau.

Bevor auf die Gewinnung der Braunkohle eingegangen wird, sei noch ein kurzer Überblick über die Entwicklung des Braunkohlenbergbaues gegeben.

1549 findet sich erstmalig nachweisbar die Verleihung einer Bergbaugerechtigkeit auf Braunkohle an zwei Kölner Bürger. 1672 begann der Abbau in Mitteldeutschland. Diese Anfänge haben jedoch nur rein geschichtliche und örtliche Bedeutung. Die schlechte Beschaffenheit der Wege und das Fehlen jeglicher Verkehrsverhältnisse waren der Entwicklung hinderlich. Erst nach dem Jahre 1840 trat eine Besserung ein. Mit dem Ausbau der Straßennetze und der Einführung der Eisenbahn erfolgte ein Aufblühen der Industrie, das seine Wirkung auf den Braunkohlenbergbau nicht verfehlte. Besonders in den Gegenden, wo die Konkurrenz mit der Steinkohle und der Holzfeuerung fehlte, entwickelte sich der Braunkohlenbergbau rasch. Hier waren es namentlich in Mitteldeutschland die Zuckerrübenindustrie sowie die Tuch- und Glasindustrie im Niederlausitzer Gebiet, die der Braunkohlenproduktion äußerst förderlich waren. Eine besondere Steigerung erfuhr der Braunkohlenbergbau in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Einführung der Fördermaschinen. Gleichzeitig mit der Steigerung der Leistungsfähigkeit gingen die Gesehungskosten zurück, und die Braunkohlen wurden auch für Gegenden konkurrenzfähig, die weiter von ihrer Gewinnung ablagen. Einen ganz bedeutenden Einschnitt in die Entwicklung bedeutet jedoch die Gewinnung der Mineralöle und Paraffine, besonders im Reiz-Weißensefelder Revier, wo eine stark bitumen(erdwachs-)haltige Kohle gefördert wurde. Die Folgejahre des Krieges 1870/71 erbrachten einen starken Aufschwung, dem jedoch, wie auch in anderen Industriezweigen, in den Jahren 1877 bis 1885 ein Rückschlag folgte. Nach dieser Zeit brach sich vor allem die Aufbereitung und Brickettierung der Braunkohle Bahn, die einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der bis dahin üblichen Naßpreßsteine bedeutet.

Durch das Pressen verhältnismäßig minderwertiger Braunkohle zu Bricketts, die eine bedeutend höhere Heizkraft besitzen, wurde die deutsche Braunkohlenindustrie in den Stand gesetzt, den Konkurrenzkampf mit der Steinkohle und der stark eingeführten böhmischen Braunkohle erfolgreich zu bestehen. Die fortschreitende Technik und vor allem die Einführung des maschinellen Baggerbetriebes in den neunziger Jahren brachten eine wesentliche Steigerung der Leistung des einzelnen Arbeiters. In den ersten Kriegsjahren erfolgte naturgemäß infolge Mangel an geeigneten Arbeitskräften ein Produktionsrückgang. Durch die Beschäftigung von zahlreichen Kriegsgefangenen wurde die Braunkohlenindustrie infolge der technisch leichten Gewinnung (Tagebaubetrieb) bald in den Stand gesetzt, ihre alte Höhe zu erreichen und die Förderung noch über die Friedensjahre hinaus zu steigern. Nach Ausbruch der Revolution trat ein

gewaltiger Umschwung in der Förderung ein. Die Kriegsgefangenen mußten entlassen werden, und an Stelle der bisher üblichen zehn- und zwölfstündigen Schicht trat der Achtstundentag. Streiks und Putzschüsse verfehlten außerdem nicht ihre Wirkung. Die Produktion sank bei vielen Werken bis unter 50 %. Weder die Belegschaftserhöhung noch die Steigerung der Löhne, die vor dem Kriege verhältnismäßig niedrig waren, konnten diesen Ausfall ausgleichen. Mit der sich mehr und mehr bahnbrechenden maschinellen Kohlegewinnung und der vermehrten Arbeitsleistung wurde dann wieder eine Besserung herbeigeführt.

2. Die Gewinnung der Braunkohle.

Wie beim Erz- und Steinkohlenbergbau geschah die Gewinnung der Braunkohle früher lediglich durch Tiefbau. Nachdem das Grubensfeld abgebohrt, d. h. die Lagerstätte nach ihrer Mächtigkeit und Ausdehnung festgestellt ist, erfolgt der Aufschluß. Beim Braunkohlentiefbau geschieht er fast stets durch einen Schacht. Grundsätzlich bringt man den Schacht in die Mitte des Grubensfeldes, und zwar an die tiefste Stelle des Flözes. Doch sind auch die Beschaffenheit des Deckgebirges und die Ablagerung der Kohle maßgebend. Hat man es z. B. mit dem sogenannten Schwimmsand zu tun, so wird man eine Stelle wählen, wo er sich möglichst umgehen läßt. Das Niederbringen des Schachtes, Abteufen, erfolgt unter normalen Verhältnissen von Hand. Treten stark wasserführende Sandschichten auf, so ist es erforderlich, das Gebirge ringsumher vorher zum Gefrieren zu bringen¹. Bei Schächten von geringer Lebensdauer erfolgt der Ausbau in Holzzimmerung. Soll der Schacht jedoch auf längere Zeit hin bestehen bleiben, so ist er auszumauern. Der Querschnitt, kreisrund oder rechteckig, beträgt je nachdem, ob der Schacht nur zur Förderung oder auch gleichzeitig zur Mannschaftsfahrung und Wasserhaltung dienen soll, 3 bis 5 Meter. Auch ist hierbei auf die Leistungsfähigkeit der Anlage und Anordnung der Fördergestelle Rücksicht zu nehmen. Der Schacht wird über Tage mit einem Fördergerüst versehen, das gemäß der Verwendung der Kohle (Aufbereitung, Haldensturz usw.) entsprechend hoch zu wählen ist. Um den Schacht selbst gruppieren sich dann die Gebäude für die Anlage. Ist der Schacht niedergebracht, so beginnt man mit dem Aufahren von Strecken. Man unterscheidet hier zwei Arten, und zwar:

1. Vorrichtungstrecken,
2. Abbaustrecken.

Die ersteren werden bis an die Grenzen des Grubensfeldes aufgefahren und dienen gemäß ihrer Bezeichnung dazu, das Feld für den eigentlichen Abbau vorzurichten. Von ihnen zweigen dann die einzelnen Abbaustrecken ab. Die Strecken werden, um kostspielige Gesteinsarbeiten zu vermeiden, nach Möglichkeit in der Kohle aufgefahren. Die Hauptförderstrecke, durch die die gewonnene Kohle dem Schacht mittels Seil- oder Kettenbahn zugeführt wird, wählt man nach Möglichkeit geradlinig, um einen störungslosen Gang der Bahn zu ermöglichen. Von ihr zweigen nach den einzelnen Abbaufeldern des Feldes sogenannte Flügelfstrecken ab, zu denen wiederum in Entfernung von 20 bis 25 Meter rechtwinklig Pfeilerstrecken

aufgefahren werden. Von den Pfeilerstrecken aus werden endlich in Abständen von 5 zu 5 Meter die eigentlichen Abbau- oder Bruchstrecken aufgefahren.

Infolge der meist geringen Standfestigkeit der Braunkohle müssen die Strecken gegen das Zusammengehen geschützt werden. In den meisten Fällen geschieht der Ausbau in Holz, nur bei besonders durch Druck gefährdeten Hauptstrecken in Mauerung oder Eisen. Die Hölzer, die an beiden Seiten (Stößen) der Strecken gestellt werden, nennt man Türstöcke, das darüber gelegte Holz Rappe. Die Türstöcke werden in Entfernungen von 1,10 bis 1,40 Meter gestellt und der zwischen den einzelnen Paaren seitlich und oben liegende Raum mit Brettspfählen verzogen, um das Hereinbrechen der Kohle zu verhindern. Da das Holz in seinem natürlichen Zustande, zumal in Strecken mit Wetterzug, nur eine kurze Lebensdauer hat

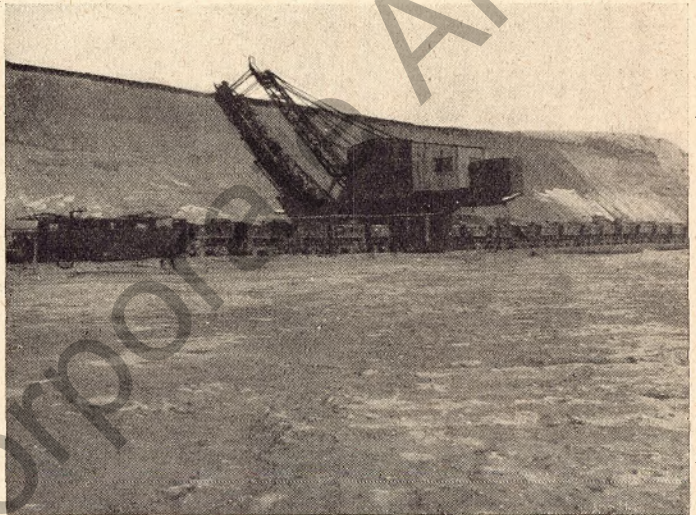


Abb. 2. Eimertetten-Hochbagger, darunter Abraumzug mit elektrischer Lokomotive

und der Fäulnis ausgesetzt ist, wird man bei Strecken, die länger stehen sollen, eine Imprägnierung von Teer oder Salzlauge verwenden. Dadurch wird die Haltbarkeit des Holzes auf das Fünf- bis Achtfache erhöht.

Ist ein Flügel vorgerichtet, so beginnt man mit dem eigentlichen Abbau. Er geht kurz folgendermaßen vor sich: Die Brettspfähle werden entfernt und ein zylindrischer Raum (die Esse) auf die gesamte Höhe, in der der Abbau erfolgen soll, ausgehakt. In diesen Raum stellt man einen sogenannten Bruchstempel, der gegen die Feste (den oberen Teil) durch ein Querholz (Stempelkappe) abgestützt wird; dann wird die Esse erweitert, bis ein zweiter Bruchstempel gestellt werden kann. Der Zwischenraum zwischen beiden Rappen wird verzogen. Die Esse wird nun immer mehr erweitert und in etwa ein Meter Abstand Stempel neben Stempel gesetzt, die zur größeren Sicherheit gegeneinander abgespreizt werden. Auf diese Weise wird ein Raum von etwa 5 mal 5 Meter Grundfläche ausgekohlt und verzimmert. Nach der Auskohlung wird das eingebaute Holz wieder gewonnen, doch beginnt man mit dem Schlagen der Stempel in der umgekehrten Reihenfolge. Diese Arbeit ist äußerst gefährlich und geschieht nur unter Aufsicht eines Beamten. Durch das Wegnehmen der Stempel verliert das darüberliegende Gebirge seinen Halt und stürzt nach, und es entstehen so Risse und Senkungen über Tage (Bruchfelder). Oft verhindert ein zu zeitiges Zubruchgehen die Gewinnung eines großen Teiles des eingebauten

¹ Die verschiedenen Abteufverfahren sowie alles Wissenswerte über die Entstehung und Gewinnung der Steinkohle sowie ihre wirtschaftliche Bedeutung sind in dem Band 1 „Im Ruhrkohlenbezirk“ von Dipl.-Ing. F. Eiermann der Sammlung „Aus Leben und Arbeit“ eingehend beschrieben.

Holzes. Der Zugang zum Bruch wird durch Brettpfähle abgestützt und dann in etwa 5 Meter Entfernung davor der nächste Bruch angehackt.

Daß auf diese Weise die Kohle nicht restlos gewonnen werden kann, liegt klar auf der Hand, und man rechnet theoretisch mit einem Verlust von 30 % der abbauwürdigen Kohle. In der Praxis hat sich dieser Prozentsatz jedoch als zu niedrig erwiesen und man soll zweck-

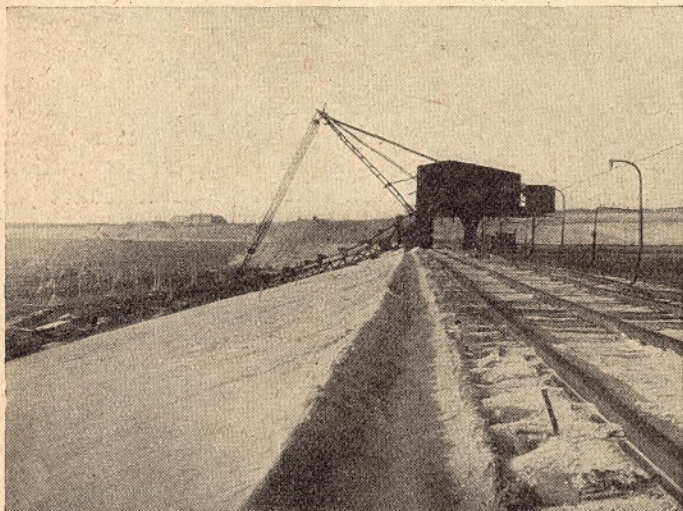


Abb. 3. Eimerkettentiefbagger, Bauart Lübeck

mäßig 50 % annehmen. Was ein derartiger Verlust aber bedeutet, wird auch jeder dem Bergbau Fernstehende ermessen können. Man kam infolgedessen allmählich dahin, die Kohle durch Tagebaubetrieb zu gewinnen.

Während nun früher die Gewinnung durch Tagebau nur dann erfolgte, wenn das Deckgebirge nicht mächtiger als die Kohle selbst war, gestaltet sich heute infolge der technischen Verbesserung der Bagger der Tagebau noch wirtschaftlich, wenn das Deckgebirge die 2½- bis 3 fache Mächtigkeit des Kohlenlagers hat.

Der Tagebaubetrieb als solcher bildet wieder zwei fast vollkommen voneinander unabhängige Teile:

1. Abraumbetrieb,
2. Kohलगewinnung.

Ebenso wie beim Tiefbau hat auch beim Tagebau vor Beginn der Aufschlußarbeiten ein genaues Abbohren des Grubensfeldes zu erfolgen. Neben den Lagerungsverhältnissen der Kohle spielen auch die Lagerung des Deckgebirges und die natürliche Oberfläche eine Rolle. Im Gegensatz zum Tiefbau wird die Anlage nach Möglichkeit neben das Flöz auf kohlenfreies Gelände gelegt, um eine restlose Gewinnung der Kohle zu ermöglichen. Soweit es gangbar ist, beginnt man mit dem Aufschluß vom „Ausgehenden“ aus und hier wieder von der tiefsten Stelle. Dies geschieht deshalb, um für eine möglichst günstige Entwässerung der Kohle zu sorgen, auf die wir später noch zurückkommen.

Der früher übliche Handbetrieb im Abraumbetrieb ist, wie bereits erwähnt, infolge der Einführung der Bagger fast völlig verschwunden. Der Abraumbetrieb hat gerade in den letzten Jahren eine Fülle von Neuerungen zu verzeichnen. Er ist das Gebiet, auf dem in der Folgezeit noch stark an Verbesserungen gearbeitet werden wird, gilt es doch, die Abraumkosten möglichst niedrig zu gestalten, da sie den Hauptteil der Selbstkosten für den Tagebaubetrieb ausmachen.

Von den zahlreichen Baggertypen seien hier nur die wichtigsten angeführt. Man unterscheidet in der Hauptsache zwei Arten, nämlich:

Eimerkettenbagger und Löffelbagger.

Ihre Verwendung geschieht rein individuell, doch kann man sagen, man wird Löffelbagger nur dann gebrauchen, wenn es sich um stark gefaltetes Gebirge mit verhältnismäßig geringer Mächtigkeit handelt. Auch zur Herstellung von Einschnitten wird er hauptsächlich benutzt. Der Antrieb beider Arten geschieht sowohl durch Dampf als auch durch Elektrizität; doch ist die letzte Art jetzt allgemein üblich. Der Löffelbagger hat den großen Vorteil der leichten Beweglichkeit. Er benötigt nur ein kurzes Gleis, das er sich immer wieder selbst vorstrecken kann, indem er den nicht mehr benötigten Teil – rd. 2½ Meter – hierzu verwendet. Der Löffelbagger besteht aus drei Hauptteilen: dem auf den Schienen fahrbaren Untergerüst, einem Oberbau, in dem sich die maschinelle Einrichtung befindet und einem Ausleger mit Löffel. Der Oberbau ist um eine Achse um das Untergerüst drehbar angeordnet. In einem überdachten Gehäuse befinden sich auf ihm die verschiedenen Maschinen, die die Bewegungen des Baggers und des Löffels bewirken. An dem Ausleger sind zwei Zahnstangen, die die Vor- und Rückwärtsbewegung des an einem Stiele sitzenden Löffels hervorrufen. Die Auf- und Abwärtsbewegung des Löffels erfolgt durch ein Seil, das an dem Ausleger über eine Rolle läuft. Der Löffel, der einen Inhalt von 1 bis 4 Kubikmeter hat, ist mit sogenannten Zähnen versehen, um die Erdmassen losreißen zu können. Der Bagger arbeitet „vor Kopf“, und zwar von unten nach oben. Ist der Löffel gefüllt, so macht der Bagger eine Schwenkung nach dem seitlich von seiner Fahrtrichtung entlangführenden Fördergleis. Die am Boden des Löffels befindliche Klappe wird von dem Bagger aus durch ein Seil geöffnet und die Masse in die Abraumwagen gestürzt.

Während der Löffelbagger nur als Hochbagger läuft, kann man die Eimerkettenbagger sowohl als Hoch- als auch als Tiefbagger arbeiten lassen. Hier besteht das Gerät aus einer Anzahl muldenförmiger Eimer mit Stahlschneiden, die an einer endlosen Kette befestigt sind und um die sogenannte Eimerleiter laufen. Die Eimerleiter, die mit dem einen Ende am Baggergehäuse drehbar befestigt ist, hängt mit dem anderen Ende an Seilen oder Ketten, die über Rollen am Ausleger nach dem Gehäuse zu laufen und in ihrer flaschenzugartigen Anordnung ein Heben und Senken der Leiter ermöglichen (Abb. 2 und 3). Im Gegensatz zum Löffelbagger,

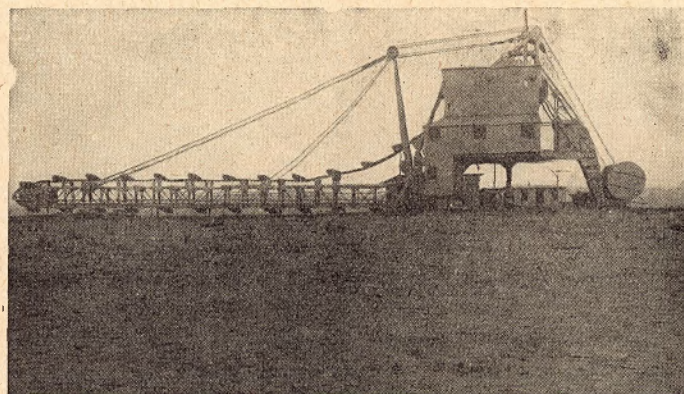


Abb. 4. Doppelschütter, Bauart Krupp

der ein kurzes zweischieniges Gleis besitzt, fährt der Eimerkettenbagger auf einem langen dreischienigen Gleis. Die vom Stoß abgetragten Massen werden durch die Eimer in den Bagger mit hineingenommen und fallen durch Öffnen von Klappen in die Wagen. Das Abraumgleis führt neben oder unter dem Bagger hindurch. Hiernach unterscheidet man Seitenschütter und Durchfahrtsbagger.

Eine neuzeitliche Einrichtung ist der Doppelschütter (Abb. 4), der beide Arten in sich vereinigt und es so ermöglicht, daß zwei Züge nebeneinander beladen werden können. Die maschinelle Einrichtung befindet sich ebenfalls in einem Gehäuse.

Die Fahrgleise für die Eimerkettenbagger müssen infolge deren Wirkungsweise dauernd seitlich verschoben werden. Früher geschah dies ausschließlich von Hand durch große Arbeitskolonnen, die mittels Eisenstangen das Gleis rückten. Auch diesem Vorgang hat die Entwicklung der Technik wirksam abgeholfen, und man verwendet heute ausschließlich sogenannte Gleisrückmaschinen. Diese bestehen aus einem langen fahrbaren Brückenträger, an dem Druckrollen angebracht sind. Die Rückmaschine wird durch eine Lokomotive hin und her gefahren. Sie wird entsprechend durch Winden eingespannt, so daß sie das Gleis seitlich durchdrückt. Um ein einheitliches Rücken sämtlicher Gleise zu bewirken, wird das Fahrgleis zweckmäßig mit dem Baggergleis auf dieselben Schwellen verlagert.

Die Abraumwagen, in die die Massen gebaggert werden, haben einen Inhalt von 2 bis 5 Kubikmeter. Bei kleineren Betrieben (wie Handabraum) verwendet man die sogenannten Muldenkipper, die $\frac{3}{4}$ bis 1 Kubikmeter Inhalt haben. Beim maschinellen Abraum hat man in der Hauptsache drei Arten von Abraumwagen:

- Rastkipper,
- Schrägboden-Selbstentlader,
- Flachboden-Selbstentlader.

Die erstere Art wird mehr und mehr verdrängt, da sie infolge ihrer schwerfälligen Handhabung eine große Zahl von Leuten beim Rippen erfordert. Es würde zu weit führen, im einzelnen auf die verschiedenen Wagenarten mit ihren zahlreichen Verbesserungen einzugehen. Die beigelegten Skizzen kennzeichnen ihre Wirkungsweise.

Die Wagen werden zu Zügen von 20 bis 30 Stück zusammengestellt und mittels Lokomotive befördert. Auch hier geht man mehr und mehr dazu über, wo die Kraftanlage vorhanden ist, Elektrizität zu verwenden, da man einerseits der Gefahr des Funkenflugs (Tagebaubrände) aus dem Wege geht, andererseits einen Heizer spart, da nur ein Mann die Maschine bedient. Um ein fortgesetztes Verrücken der außerhalb des Baggerbetriebes liegenden Gleise zu vermeiden, wählt man einen festen Punkt – den Schwenkpunkt –, um den die Drehung der Baggergleise erfolgt und von dem aus die Ausfahrt bewirkt wird.

Beim Beginn eines Abraumbetriebs hat man gewöhnlich kein geeignetes Gelände, um die Massen verstricken zu können. Man muß deshalb Halde anlegen und sucht sich dazu vor allem kohlefreies Gelände aus, wo sie gegebenenfalls liegen bleiben können. Später, wenn der Abbau der Kohle genügend vorgeschritten ist, wird man den Abraum zweckmäßig in den ausgekohlten Tagebau verstricken, um auch das Gelände wieder der Landwirt-

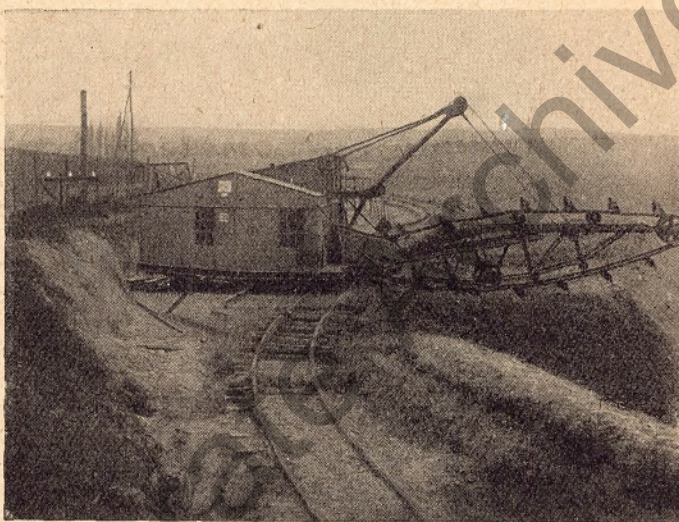


Abb. 5. Absehbagger, Bauart Lübeck

schaft nutzbar zu machen. Da die angekipperten Böschungen leicht nachrutschen, muß man sich auf niedrige Ripphöhen beschränken und nimmt deshalb 6 bis 8 Meter. Um das Rippen wirtschaftlich zu gestalten, wird vielfach der sogenannte Absehbagger verwendet (Abb. 5). Dieser Apparat ähnelt in seiner Konstruktion sehr einem Eimerkettenbagger. An Stelle der Eimer besitzt er jedoch Schaufeln, mit denen er die gekippten Massen bis zu 10 Meter über die Böschung hinausschleudert. Dadurch erhält der Böschungsfuß eine größere Festigkeit, und es besteht die Möglichkeit, bedeutend höher zu kippen. In Fällen, wo man wieder in den ausgekohlten Tagebau kippt und genügend große Flächen zur Verfügung hat, findet häufig die Spülkippe Verwendung. Die gekippten Massen werden hier durch Wasserstrahlen, die von einer an der Rippe entlangführenden Rohrleitung ausgehen, abgespült. Die Wasser klären sich dann wieder in besonderen, durch Dämme hergestellten Becken und werden durch Pumpen wieder nach der Rippe gedrückt. Dieses Verfahren hat den Vorteil, daß die Rippe lange Zeit an einer Stelle bleiben kann und die gespülten Massen eine große Festigkeit besitzen. Es läßt sich jedoch, wie bereits erwähnt, nur dort anwenden, wo große Flächen zur Verfügung stehen.

Neue Worte zum Lied der Deutschen

Deutschland, deine treuen Eichen
Hielten allen Wettern stand,
Wenn auch schwere Stürme brausen
Über unser Vaterland!
Wenn auch mancher Ast verdorret,
Wenn auch mancher Zweig zerbricht,
Gleich den alten deutschen Eichen
Wanken unsre Herzen nicht.

Wie die Eiche wieder grünet,
Wenn der Frühling zieht ins Land,
So verdorrt nicht unsre Liebe
Zu dem deutschen Vaterland.
Grade in der Not der Zeiten
Zeigt sich der wahre Geist,
Der in allerhöchsten Stunden
Liebend stets die Heimat preist.

Deutsche Stämme, schließt die Reihen!
Bauer, Bürger, jeder Stand
Weihe alle seine Kräfte
Unserm deutschen Vaterland,
Daß der Bau bald auferstehe,
Neu im Geist, in alter Pracht,
Daß die Mitwelt staunend sehe,
Was die deutsche Treu vollbracht.

Deutsche Tore und Türen

Von B. Halbn

Einer der schärfsten Unterschiede zwischen Ost und West zeigt sich in der Pforte des Hauses. Rahl und nüchtern blickt die Wohnstätte des Orientalen nach außen, aneinandergereiht gleichsam Schluchten bildend, die voll äußerster Zurückhaltung den Blick nach innen sperren, den Anblick des „Harim“, des Verbotenen, profanen Augen ängstlich wehrend. Anders der Westländer. Ihm ist es Bedürfnis, die Schönheit seines Hauses auch nach außen hin ins rechte Licht zu setzen. Nicht die prunkhafte Vorderwand allein genügt ihm zu diesem Zweck, auch die Tür selbst soll Kunde geben von der Wohlhabenheit oder dem mehr oder weniger guten Geschmack des Besitzers. Ja, nicht selten wird die Tür sogar zum Hauptschmuckstück, dergestalt, daß sie den gewollten Sierat gewissermaßen in nuce bringt.

Aber die Gründe für diese Gegensätze zwischen Ost und West liegen tiefer. Die Begehrlichkeit orientalischer Tyrannis soll nicht dadurch geweckt werden, daß sich der Besitzer des Hauses durch dessen schmuckvolle Außenseite als reicher Mann zu erkennen gibt; im Gegenteil, das armselige Äußere soll als Hinweis auf die Armut des Besitzers gedeutet werden. Der freie Westeuropäer hingegen bedarf solcher Maske nicht. Ungehindert und unbeschwert kann er seinen Besitz zur Schau stellen, mit dem Stolz des selbstbewußten Mannes, der sein Eigentumsrecht zu wahren weiß.

Gerade beim Deutschen ist denn auch das Schmuckbedürfnis nach außen hin der Ausdruck der Besitzesfreude

des freien Mannes und des Genusses am Schönen an und für sich. Es ist der Ausdruck urgermanischer Eigenbrötlei, des Herrentums auf eigener Scholle, des unbedingten Rechtes am eigenen Herd, das sich auch in der Ausschmückung der Pforte kundgibt. Es ist gewissermaßen ein festlicher Willkomm für den Gast, der das Haus betritt.

Dieses Selbstgefühl aber schuf auch den Wettbewerb. Zwar kein Überbieten und Überprohen, wohl aber das Verlangen, auch in dieser Beziehung den eigenen Kopf oder Querkopf zu behalten. Dazu ist weiter die Tür gewissermaßen ein Symbol, gleichsam die Pforte zum unverletzlichen Tempel des häuslichen Herdfeuers. Galt doch dem Germanen die Verletzung des Hausfriedens als eines der schwersten Verbrechen.

Der Deutsche ist Meister gewesen in der Schaffung und Gestaltung seiner Tore und Türen. Zwar der jeweilige Stil gab die äußere Form an, aber innerhalb ihrer Grenzen bewegte sich eine ungeheure Mannigfaltigkeit. In großartiger, weil einfacher Linie schwingt sich der romanische Bogen im Halbkreis von der einen massigen Säule zur andern. Die Kehlen sind gefüllt mit Fabelwesen und Menschengestalten, in denen die überkommene byzantinische Form bereits mit der eigenwilligen deutschen Schöpfungskraft ringt. So steigert sich das Romanische — das man besser das Deutsche hieße — zum Romanischen, um in der glanzvollsten Zeit des alten Reiches, unter Friedrich dem Rotbart, seine höchste Steigerung zu erfahren. Neben den düsteren Kirchen erhoben sich glän-



Braunfels — Torbogen



Reiches Renaissanceportal im Schloß zu Büdingen



Weglar, Dom — Romanisches Heidenportal



Selnhäusen, Marienkirche — Südportal

zende Reichspaläste und Pfalzen, an deren lichtvoller Pracht die größten Meister der Zeit ihr Können erschöpften. Anfänglich blieb das Können freilich hinter dem Willen zurück und das Material war stärker als der Bildner. Darum die massige, dabei aber kraftvolle Form der Tore, die uns aus der Zeit der Hohenstaufen entgegentritt.

Aber schon damals, als Kaiser Rotbart viel zu früh für des Reiches Wohlfahrt in den Fluten des Saale sein Heldenleben lassen mußte, setzte allgemach die Zeit der großen Meister des Steins ein. Die Gotik war im Anzug. Behutsam freilich noch wölbte sich der runde Bogen zur flachen Spitze, spärlich war noch der Schmuck und tastend nur fügte man das Beiwerk hinzu. Erst allmählich wuchs mit dem Mut das Können, um dann rasch in den gewaltigen Domen himmelan zu stürmen. Da war kein unsicheres Fühlen mehr, kein Anpassen sozusagen an den Willen des Steins. Bildsam wie weiche Masse schien er geworden

unter dem Hammer und Meißel des Meisters: der Steinmetz und seine Hütte beherrschten das Zeitalter.

Niemals vorher und nachher hat die deutsche Tür eine so reiche Gliederung erfahren wie in der Zeit der Gotik. Die Säulen scheinen wie mit spielender Hand aneinandergereiht, das Laubwerk der Füllungen wie steingewordenes Naturgebilde eingefügt, Tympanon und Fiale mit der Graviernadel ausgearbeitet. Der Meißel der frühromanischen Zeit, der nur plumpe Quader zu formen vermochte, wurde zum Grabstichel, der aus dem harten Gestein die zierlichste Filigranarbeit erwachsen ließ, ohne sich dabei jemals in Geschmacklosigkeiten zu verlieren. Dabei war die Arbeit materialgerecht; den Stuck, der heute verlogen an Mietskasernen eine falsche Pracht vortäuscht, kannte man nicht.

So ging es mit dem Türgewände. An den Flügeln selbst kamen die Eisen- und Holzmeister zur Geltung, und auch der Bronzegießer fand hier eine Statt. Wohl erscheint uns die Metall-

Gartenspörtchen
am Garten des ehemaligen Klosters Tilsenstadt

arbeit manchmal noch etwas unbeholfen, aber man spürt das Ringen, das wachsende Können. Und es war nicht nur Kunst, sondern auch gediegenes Handwerk. Das Werk sollte den Meister noch bei den spätesten Geschlechtern loben, darum suchte man für die Ewigkeit zu schaffen. Eine wahre Lust am Schmücken, die ungezähmte Freude am spielenden Beherrschen des Stoffes machte sich breit. Immer luftiger, immer kühner wuchsen die Gebilde zur Höhe, um auch schließlich hier ihre Grenze zu erreichen.

Es war eine Art Rückschlag, der nun die Oberhand gewann. Mit der neuen Lebensauffassung kam eine neue Kunst aus Italien herüber, die Renaissance. Sie und die Gotik standen sich gegenüber wie Tag und Nacht. Hier der sakrale, weltabgewendete Zug, der in den Kirchenbauten in allererster Linie seine volle Ausdrucksmöglichkeit fand, dort der frohe Weltfönn

einer neuen Zeit, die zwar nicht minder reich an Gestaltungskraft war, die aber die dumpfe Luft der Dome nicht mochte und sich lieber in heiteren Gärten erging. Aber trotz ihres ernsthaften Wesens war die Gotik zu guter Letzt von einer ätherischen, beschwingten Art gewesen, der freilich immerhin noch etwas reichlich viel Asketentum anhaftete. Die Renaissance hingegen stellte sich mit beiden Füßen ins gesunde Dasein. Darum hatte ihre Art zunächst auch etwas Kernhaftes, Massiges, man könnte fast sagen Prohiges. Man konnte sich nicht genug tun mit Draperien, Trophäen und Kartuschen. Die Vorbauten sahen fast aus wie selbständige Gebäude. Erst allmählich läuterte sich der Geschmack und wurde dem Grundgedanken gerecht.

Aber schon pochte eine neue Zeit an die Tür, die sich bestrebte, die zuletzt allzu einfach gewordene Renaissance

wieder etwas reicher zu gestalten. Vielleicht war es gar kein Fortschritt, als das Barock die Herrschaft antrat. Eine Unsicherheit schien sich manchmal der Meister bemächtigt zu haben; sie konnten vom Alten noch nicht los und standen dem Neuen wiederum fremd gegenüber. Man tastete und suchte und landete schließlich beim Rokoko, vielleicht dem Wunderlichsten, was die Stilbedrängnis

der Zeiten hervor gebracht hat. In der Hand des Föhigen zu wahrhaft zauberhafter Wirkung sich formend, sank das Rokoko beim Pfuicher zum wahren Inbegriff der Geschmacklosigkeit herab. Die Zweckmäßigkeit stand hinten und die Schmucksucht wurde Trumppf.

Als ob eine große Ermüdung über die Zeit gekommen wäre, so mutet die Einfachheit des Empire an. Hatte man vorher der überquellenden Form gehuldigt, so gefiel man sich jetzt in einer oft trostlosen Nüch-



Selnhausen, Barbarossaburg — Arkaden und Portal

ternheit. Die Zeiten waren ja auch nicht dazu angetan, dem künstlerischen Streben neues Blut zuzuföhren. Was auftauchte, war meist Nachahmung, und schlechte dazu. Erst das Biedermeier wagte wieder leise sich zu regen, nicht selten mit Geschick und Geschmack, aber in bescheidensten Ausmessungen. Trotzdem steckt oft viel feine Kunst in den schlichten Werken dieser Zeit, jene Kunst, die uns Spitzweg in den stillen Winkeln seiner kleinen Bilder nahegebracht hat.

Damit war freilich auch der Stillstand eingetreten. Die nachfolgende Zeit ist nicht schöpferisch genug gewesen, des Hauses Pforte wiederum zum wahren Kunstwerk zu gestalten. Wir sind aus dem Probieren und Danebengreifen bis zur Stunde noch nicht herausgekommen. Vielleicht, daß wir uns dennoch über kurz oder lang in ein Zeitalter des guten Geschmacks zurüdfinden.

Rheinsage

Gedichtet um 1834 von Emanuel Geibel

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht;
Die Rebenhügel liegen
In gold'ner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben
Und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funktelt
Der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.



Julius Eöhn, Heliograph, Düsseldorf

Aus den bayerischen Bergen
Nach einem Gemälde von v. Perfall

Fröhlich Palz, Gott erhalt's!

Von Friß Reuter

Deutschland hat im Kriege und im Nachkriegsfrieden gekämpft bis zum äußersten; und gerade seine raffig wertvollsten Volksteile haben sich dabei fast verblutet. Unwillkürlich suchen wir nach Kraftquellen zur Erneuerung der Lebensäfte. Und da gewinnt die alte Erkenntnis, daß im Bauerntum und in dem ihm wesensähnlich verbliebenen Kleinbürgertum seit jeher die Volkskraft sich am unverbrauchtesten erhalten, aus ihm sich immer neu verjüngt hat, verstärkte Geltung. Denn die Tiefe der deutschen Seele ist am Felde und im Walde gewachsen.

In diesem Gedankenzusammenhang sei der „Deutschen Pfalz“ gedacht, der bayrischen Pfalz, die dort drüben überm Rhein liegt, dort, wo es nach Frankreich geht, und seines kernigen, echt deutschen Menschenschlages. Sie ist ein Stück vom Herzen und der Seele unseres großen deutschen Vaterlandes und hat innigen Anteil an der Gesamtheit deutschen Wesens. In der Seele dieses schönen, gottgesegneten Landes, das aus Germaniens Brüsten das glühendste Leben gezogen, jauchzt und blutet die rührendste Vaterlandsliebe, die, ihrer Natur nach verschämt wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nörgelndem Murrstimm versteckt, in Stunden des Unglücks aber um so heftiger hervorbricht.

Das beweist die reiche Vergangenheit dieses blutgetränkten Stückchens Erde, über das die Bestie des Krieges oft mit Mord, Brand und Verwüstung stampfte und das aus rauchender Asche immer wieder, gleich dem sagenhaften Vogel Phönix, sieghaft sich erhob. Blutendes, zerschundenes, lächelndes Land, Schauplatz der Bauernschlachten, des Erbfolgekrieges und vieler anderer Kämpfe, in denen Städte, Dörfer, Burgen und Schlösser in Trümmerhaufen verwandelt wurden bis zum Heidelberger Schlosse.

Land in Verwüstung und Auferstehung, in Schutt und Wiedergeburt, und somit ein leuchtendes Symbol von unbändiger deutscher Lebens- und Auferstehungskraft!

In ihm verlebendigt sich in wunderbarer Weise der bedeutungsvolle Sinn der altgriechischen Mythe von dem Titanen Prometheus, der in seinem Kampfe mit Herkules jedesmal erstarbte und neue Kräfte gewann, sobald er mit den Füßen seine Mutter, die Erde berührte.

Am nördlichen Ausläufer der Pfalz, bei Münster am Stein und Bad Kreuznach beginnend, erstreckt sich das Land der Weinberge, der alten Burgen und Schlösser über das Harztgebirge und einen Teil der Vogesen nach Süden bis etwa zum rebenumkränzten Bergzabern. Eine Landschaft einesteils von idyllischer Ruhe und andernfalls von wilder Schönheit und tiefer Romantik. In letzterer Hinsicht ist es vor allem die „Pfälzer Schweiz“, das Dahner Felsental, das an malerischem Reiz dem alten sagenumwobenen Rhein nur wenig nachgibt. Es ist ein Land, wo die Buchen und Tannen rauschen, wo auf Bergesrüden, eingeklemt in hochragende Felsentrümmer, die alten knorrigen Eichen ihr krauses Altwort strecken, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern, und wo auf Sandsteinquadern, wie aus Granitblöcken der Poesie herausgehauen, alte Burgen, Ruinen und Schlösser stehen. Stolz Behausungen der Raubritterzeit, jener Epoche grauenvoller Gewaltherrschaft, frevelhafter Herrschsucht und verwildeter Genialität.

Wie aus der Tiefe eines Jahrtausends steigen allerlei Gedanken auf, denn die ungeheuren Steinmassen in dieser titanischen Natur erscheinen wie die letzten Trümmer eines Riesenpalastes.

Die Wildheit der Gegend ist indessen durch ihre Einheit und Einfachheit gleichsam gezähmt. Wie ein guter Dichter liebt die Natur auch hier keine schroffen Übergänge. Und die Wolken, so bizarr gestaltet sie auch zuweilen erscheinen, tragen einen weißen und doch einen milden, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde einheitlich zusammenklingenden Ton, so daß alle Farben dieser Gegend wie leise Musik ineinanderschmelzen.

Und in schwermütiger Versunkenheit liegen die vielen, vielen Ruinen und Burgen — es sind deren noch weit über hundert —, von denen in erster Linie zu erwähnen wären die Schlösser der Grafen von Leiningen und Battenberg, die Alt- und Grafendahner Schlösser, die Burg Landstuhl, der Sitz des unglücklichen Franz von Sickingen, eines der ersten Vorkämpfer deutscher Einheit, das Hambacher Schloß, fassam bekannt durch das historische Fest vom Jahre 1832, und nicht zuletzt der berühmte Trifels.

Wie das Nest eines Vogels, auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Turmes gebaut, so hängt auf dem Sonnenberge in der Nähe des Städtchens Annweiler der Trifels, der ehemalige Aufenthaltsort deutscher Kaiser. Die Burg Trifels war es, von wo der tragische Kaiser Heinrich IV. 1077 seine tief demütigende Fahrt nach Kanossa antrat, wo Heinrich V. um das unheilvolle Jahr 1125 die Reichskleinodien aufbewahren ließ und Richard Löwenherz, der ritterliche König von England, 1193 bis 94 in Gefangenschaft schmachtete. Ein Ort höchster Tragik geschichtlichen und menschlichen Geschehens, in dem sich die Erhabenheit des menschlichen Geistes und die Majestät großer Seelen, die selbst im Gewande eines Bettlers ihren an- und eingeborenen Adel nicht verleugnen können, offenbaren.

Wo immer man auch weilt auf diesem seit Jahrhunderten heiß umstrittenen Boden — man trifft stets auf Denkmäler und Wahrzeichen großer, deutscher Geschichte, die wie eine Klage über verlorene Pracht und Herrlichkeit in die Allgemeinheit der neueren Kultur herüberklingt, und deren dichterische poetische Kraft unser Herz bewegt. Denn Volkserinnerungen liegen tiefer in der Menschenbrust, als man gemeiniglich glaubt. Man wage es nur, die alten wieder auszugraben, und über Nacht glüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen. Dann sprechen die Steine und singen die Bäume mit ihren tausend grünen Zungen.

Das ist nicht nur figürlich gemeint, sondern es ist eine Tatsache. Als z. B. im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein europäischer Forschungsreisender ein altheidnisches Steinbild in Mexiko ausgegraben, fand er des anderen Tages, daß es nächtlicherweile mit Blumen bekränzt worden — und doch hatte Spanien mit Feuer und Schwert den alten Glauben der Mexikaner zerstört und seit drei Jahrhunderten ihre Gemüter gar stark unwühlt und gepflügt und mit Christentum besät.

Und solche Wunderblumen blühten und blühen auch heute noch in den Herzen der treudeutschen Rheinpfälzer, die trotz aller Drangsale, Bedrückungen und Leiden immer wieder das alte Lied sangen und noch singen: „Nie gut

deutsch allerwege!“ Dieses Lied klang immer wieder in den Herzen des Adels, der seine Schlösser und Wappen verfallen sah, es klang wider in den Herzen des Bürgers, dessen Wohlstand und Behagen zerstört ward — ähnlich wie einst in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häusern stürzten, wenn das Lied vom Einzug des Maurenkönigs auf den Straßen erklang, obwohl bei Todesstrafe verboten war, es zu singen.

Vom Trifels aus blickt man nordöstlich in das schimmernde Land des vorderpfälzischen Weinbaugebietes, das mit seinen Tausenden von Weingärten an Fruchtbarkeit selbst Rhein und Mosel übertrifft und an edler Rasseigenschaft seinesgleichen sucht. Es sei hier nur an die Hochgewächse von Deidesheim, Forst, Dürkheim, Ruppertsberg, Wachenheim und Neustadt, der „Perle der Pfalz“, erinnert.

Das fast südländisch milde Klima zeitigt aber auch ehbbare Kastanien, Pfirsiche, Mandeln, ja sogar Feigen, und nicht zuletzt den vielfach grundlos bewinkelten Pfälzer Sabak, der, wenn er auch nicht die Qualität von „Rein-Übersee“ erreicht, so aber doch in Handels- und Fabrikantenkreisen stark gefragt ist. Der Lokalpatriot indessen spricht: „So kann äner saage, was er will: die Pälzer is doch die bescht Hawannah!“

Wenn es nun aber wahr ist, daß vornehmlich das Klima und der Himmel den Menschen bilden und formen und seinen Charakter bestimmen, so hat der weinfrohe Rheinpfälzer ein gutes Los gezogen.

Die sonnige Heiterkeit seines Wesens in Verbindung mit einer erfrischenden Verbtheit und Naturhaftigkeit verleiht ihm einen gewissen leichten Sinn, der darin gipfelt: Unzufriedenheit ist Dummheit. „Laß' dir die Sonne in den Mund scheinen und du hast Gold im Munde!“ Er ist kein Mann der Illusionen. Darum liebt er von jeher das Alte und Hergebrachte. Altes Recht, alte Ordnung sind ihm goldene Worte, wenn er auch oft nicht weiß, was sie bedeuten, und ob das Neue nicht vielleicht besser ist. Seine Ruhe, die er bei anderen Zufällen des Lebens zeigt, verläßt ihn, wenn man von Neuerungen spricht, und ein Eigensinn, der sogar Trotz wird, läßt ihn das Alte mit einer Glut, mit einer natürlichen Begeisterung umfassen, die ihm sonst fremd ist und gänzlich außer seiner Art, der ruhigen, biederer Geschäftigkeit, liegt. Als treffendes Beispiel hierfür kann das vorerwähnte Hambacher Schützenfest vom Mai 1832 gelten, das von den damaligen „Revolutionshelden“ als Betlehem gedacht war, wo die neue deutsche Republik zur Welt kommen sollte. Einer der Mitfeiernden, der gerade nicht durch übermäßige Tapferkeit belästete Frankfurter Journalist Ludwig Börne, erzählte darüber später seinem Freund Heine: „Während ich mit Siebenpfeiser, dem Hauptwortführer, redete, nahte sich demselben ein alter Bauer und raunte ihm etwas ins Ohr, worauf jener verneinend den Kopf schüttelte. Aus Neugier frug ich den Siebenpfeiser, was der Bauer gewollt, und jener gestand mir, daß der alte Bauer ihm mit bestimmten Worten gesagt habe: „Herr Siebenpfeiser, wann se Keenig sein wolle, mer mache se dazu! E Republik wolle mer hawwe, awwer en Keenig wolle mer aach hawwe!“

Seine eigenste, wahrste Natur aber zeigt der Pfälzer im Herbst, wenn die Natur sich in tausend bunte Farben hüllt, wenn blau bereift die Pflaumen schimmern, die Äpfel und Birnen grellrot leuchten und die Trauben reifen — in der Weinlese, der Ernten schönste. Honig-

gelb und zartrosa, purpurglühend und dunkelblau scheint da die Sonnenpracht goldener Tage, der schwüle Duft silberner Vollmondnächte in den Trauben wieder zu erstehen. Das Rauschen der Heimatwälder, das Murmeln der Wasser, der Geruch der weiten reifenden Felder, den der urewige Hymnus des Windes mit sich gebracht, der Atem der Erde, der sie entsprossen — alles kreist im Blute dieser Trauben, gärt der köstlichen Vollendung entgegen..

Gesang und helle Jauchzer steigen wie Raketen zum freundlich blauen Himmel empor, Böllerschüsse wecken das Echo der Berge. Wie eine Girlande der Freude flattern Jubel und fröhliches Lachen über das Land, verklingen in dem Geplätscher der Bäche, in dem Rascheln des welken Laubes, das die Hänge der Berge mit goldenem Teppich deckt. Und immer neue Butten, hochgefüllt mit Trauben, werden herunter- und herbeigetragen, die Traubenmühlen rasseln, schwerbeladene Gespanne mit Most schwanken heimwärts und die wuchtigen Keltern knarren. Der Schwaden ihres gärenden und brodelnden Saftes quillt aus den Kellern, liegt schwer in der Luft. Uppig häuft sich Reichtum.

Und jetzt, nach eingebrachtem Herbst, kommt für den Pfälzer die Zeit, die ihn für all die unsäglichen Mühen und Plagen, die die Wartung der Rebe während dreizehn Monaten im Jahre heischt — so heißt es nämlich im Volksmunde —, mit Dankbarkeit und Freude erfüllt. Denn es herrscht die uralte schöne Sitte, daß sie dann, nachdem der junge Feuerteufel einigermaßen ausgetobt, in traulicher Runde sich zusammensinden, um bei Walnüssen und gerösteten Kastanien trinkend und kostend in sachverständigster Weise über die „Blume“ und den Geschmack des „Neuen“, des „Federweißen“ zu plaudern, zumal alle von der göttlichen Wahrheit durchdrungen sind:

„Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zunutz wird.“

Gar manch witz- und geistreiches Wort wird da geprägt, und gar mancher biederer Pfälzer wird in der Begeisterung mehr oder weniger zu einem zweiten Mirza-Schaffy. Das Genie des Wohlklangs kommt dann über ihn. Als gute Menschen aber beenden sie in der Regel ihre glutvollen Sitzungen mit den frommen, wenn auch unausgesprochenen Worten:

„Wie Adam vor dem Falle,
So schwamm ich in Entzücken,
Und wünscht', ich könnte alle
Auf Erden mitbeglücken.“

Ist doch die freigebigste Gastfreundschaft hier zu Hause. Wenn ein lieber Freund oder ein fremder Gast die Schwelle betritt, so ist der erste Gang des Hausherrn in den Keller, „eins trinken“ zu holen, wobei man häufig die schalkhafte Bemerkung hören kann: „So gut, wie ich den Wein trinken kann, so kann er gar nicht wachsen.“

Im übrigen erzählt die Sage, daß der Teufel bei der Versuchung Christus auf den Söller des Hambacher Schlosses führte und ihm die umliegenden Herrlichkeiten versprach, wenn er ihn anbete. Christus aber habe auf gut pfälzisch geantwortet: „B'halts!“ (Behalte es), und seit dieser Zeit heißt der Landstrich im Volksmunde „P'alz“.

Wenn du den Mut verlierst, verlierst du die Kraft zu wirken, und dein Werk verkümmert krüppelhaft.

Friedrich Rückert.

Der Ruf aus dem Aether

Roman von Paul Rosenhayn

(6. Fortsetzung und Schluß)

Der Graubärtige sah auf die Standuhr. „Erstens ist es gleich zehn Uhr abends; um diese Zeit werden keine Besuche gemacht. Um diese Zeit wird in diesem Hause geschlafen.“

„Er schläft nicht, Herr Direktor.“

„Dann ruht er sich zum mindesten aus; das ist auch gesund. Zweitens aber: wenn wirklich Besuchszeit wäre, so würde ich einen so schwerbelasteten Mann, wie es Nummer achtundneunzig ist, von dieser Vergünstigung bestimmt ausnehmen. Und drittens sollten Sie sich schämen, den Irrsinn dieses Menschen noch zu nähren durch solche Dinge. Daß ganz Kopenhagen — was sage ich: ganz Europa ohnehin über uns lacht, das dürften Sie wohl wissen.“

Astrid Laurgaard ging, den schmalen Bildstreifen in der Hand, durch das Grau der Nacht. Ein plötzlicher Sturm hatte sich erhoben, der ihr klatschend die Regentropfen ins Gesicht trieb; seltsam, vor einer Viertelstunde war es noch warm und still gewesen. Der Regen nahm mit jedem Schritt, den sie dahinging, an Stärke zu. Als sie an die Ecke der Rådsmagergade kam, riß ihr der heulende Sturm den Hut vom Kopf. Die wenigen Menschen flüchteten vor der Gewalt des Orkans, der durch die lange Straße brauste. Vom Hafen dröhnten Warnungsschiffe.

Ein seltsames Gefühl kroch über sie. Irgendwo in ihrem Innern fühlte sie einen Zusammenhang zwischen diesem Wetter, zwischen Griggs und zwischen dem strafenden Saturn...

Die Nacht brach herein und mit ihr erhob sich ein Sturm, wie ihn Nordland noch nicht erlebt hatte. Schäumend brauste der Große Belt über seine Ufer — eine Springslut stieg über Langeland und Laaland und vernichtete beide Inseln in einer Stunde.

Die Springslut wälzte sich nach Norden: Svendborg auf Fünen steht unter Wasser, die Wetterwarte von Odense schütte Hilferufe aus.

Und im Samjö-Belt zerschellten in dieser Nacht fünfzehn feste Schiffe.

Um drei Uhr in der Frühe zieht plötzlich ein Gewitter herauf. Ein völlig tropisches Gewitter, wie es Kopenhagen noch nicht erlebt hatte. Unter hundert Donnererschlägen erdröhnt die Stadt. Niemand schläft; ganz Kopenhagen ist erleuchtet.

Im Verlauf des Gewitters fangen die Kanonen der Zitadelle an zu donnern: auch auf Seeland steigt das Wasser. Noch ist keine Gefahr für die Insel und für Kopenhagen — aber man fühlt, daß sie heraufsteigt. Nein — man weiß es.

Langsam graut ein bleicher Tag.

Ueber der Stadt lastet gedrückte Stimmung. Die Meteorologen treten zu einer Konferenz zusammen. Niemand kann die Ereignisse der letzten Nacht begreifen.

Das Wasser steigt...

Während des Tages laufen neue beunruhigende Nachrichten ein: die Erhebungen der Kriministen schreiten fort. Die Gefängnisverwaltungen der kontinentalen Hauptstädte melden, daß zur Stunde des nächtlichen Gewitters — um drei Uhr in der vergangenen Nacht — die Tore der Strafanstalten sich geöffnet hätten, die Insassen herausmarschiert seien.

Und seltsam: niemand hat sich ihnen widersetzt.

Wieder kommt die Nacht. Sie bringt die Katastrophe. Das Rattegatt braust über die Ufer. Ein furchtbarer Wirbelwind, nie erlebt in diesen Breiten, treibt die Schiffe gegen die Felsen, wo sie in tausend Trümmer zerschellen.

Der Wind segt hinein ins Land. Er deckt die Dächer der Häuser ab, er schlägt sie in Scherben und zerstreut sie weit über die jütländische Küste.

Die Flut peitscht über die Inseln Anholt und Læsø. Sie setzt sie mit einer einzigen Welle unter Wasser. Sie stürmt weiter nach Westen, stürzt sich über die Aalborg-Bucht und schwemmt die Stadt Frederikshavn wie einen Lehmhaufen ins Wasser.

Dann springt der Wind um. Die Wasserberge wenden sich nach Süden. Der Öresund, der Isefjord und die Sejrø-Bucht schwellen an, sprengen ihre Ufer. Und dann geschieht das Unbegreifliche. In der Nacht, Sonnabend nacht drei Uhr gehen zwei furchtbare Erdstöße durch Kopenhagen. Niemand kann sie erklären — nie seit Menschengedenken hat Skandinavien vulkanische Eruptionen erlebt. Alles stürzt aus den Häusern. Jemand weist zum Himmel.

Fern drüben hinter Kap Skagen steht rotes Nordlicht.

Die Schiffe sind in Seenot. Sie schicken ihre Radiotelegraphisten auf ihre Posten.

Die Radiotelegraphie versagt — irgendeine kosmische Störung erdroffelt die Wellen, daß sie im Aether versanden. Keine Verbindung zu Wasser und zu Lande ist herzustellen; kein Funkruf erreicht die bedrohten Küsten und die ertrinkenden Städte.

Grau dämmt der träge Morgen fern über der schwedischen Küste herauf. Das Licht giebt sich zögernd in die übernachtete Stadt. Der Troß des Lebens erwacht. Die Straßen sind erfüllt von Unruhe. Aber die Sonne steigt, die Angst weicht dem Licht. Alle Furcht dieser schlaflosen Nacht wird zu gereizter Erbitterung. Die Uebermüdung schlägt um in lärmenden Zorn.

Die Zeitungen resümieren über die Ereignisse dieser Nacht. Um Mittag schon schließen die Geschäfte; Gitter rasseln nieder. Die Stadt ist sonntäglich ausgestorben — alles strömt hinaus ans Meer, wie in einem unbewußten Erieb, aus der gefährlichen Enge der Stadt zu fliehen.

Ein Anschlag am Gebäude der Politiken verkündet in großen Lettern die neuesten kriministischen Ereignisse:

Langsam hat sich befreit; die Sträflinge sind Herren des Landes.

Langsam sinkt Dämmerung nieder über Nordland. Die Wolken zerreißen; der Himmel wird tiefer und dunkler, wandelt sich endlich in ein unergründliches Blau. Im Südwesten, tief gegen den Horizont, flammt ein strahlender Stern auf. Sein Licht ist rötlich und durchdringend; er ist ausgezeichnet vor allen anderen Sternen des Himmels. Seine Strahlen flimmern mit gebieterischer Unruhe auf die Erde nieder. Jemand zeigt hinauf, und von Mund zu Mund geht es:

„Der Saturn!“

Ein Windstoß braust herüber von Norden. Er wälzt die Wellen des Rattegatt hinein in den Sund, heulend geht er über Fünen und Västland. Ein zweiter Stoß folgt, heftiger als der erste; die Luft ist erfüllt mit drohenden und brüllenden Wirbeln. Der Menschenstrom flieht zurück in die Mauern der Stadt.

Langsam kommt die Nacht.

Die Fenster der Häuser sind erleuchtet, wie in einer geheimen Verabredung. Regen tropft nieder, wird stärker — nasse Schleier wogen in den Straßen. Der Himmel ist sternenlos geworden.

Ein Gewitter zieht über der Stadt herauf. Die ersten Blitze gehen nieder — in langen, zerfetzten Oktaven grollt der Donner über das Land. Aber die dunklen Wolken ballen sich; sie bedecken den Himmel bis zum Meer. Die bläulichen Blitze werden unmittelbar gefolgt von prasselnden Donnerschlägen.

Um zwölf Uhr in der Nacht schlägt der Blitz in die große Stromzentrale. Eine Feuergarbe schießt zum Himmel; die lebendige Kraft treibt die Schwungräder einige Umdrehungen weiter, dann steht das Werk still — das Zentrum von Kopenhagen liegt in tiefem Dunkel.

Der Regen schwillt an, aber das Gewitter, das südwärts zieht, nimmt ihn mit, und plötzlich liegt Totenstille über der dunklen Stadt. An allen Fenstern starren blasser Gesichter.

Dann wird es lebendig in den Ecken und Winkeln der Gassen. Es quillt heraus, scharf sich in Rudeln zusammen, strömt in dunklen Massen durch die Straßen, flieht ineinander zu einem unabsehbaren Zug.

Die Hunde!

Sie halten die Köpfe gesenkt und stieren geradeaus, während sie wie gekehrt durch die Stadt irren.

Von der Fresser Kirche schlägt es dreiviertel eins; der durchdringende Klang zittert herunter zu den verängstigten Tieren, daß sie erschrocken zurückweichen. Und plötzlich steigt ein irrsinniges Geheul zum Himmel, das die ganze Stadt erfüllt. Alle Todesangst der Kreatur schreit aus diesem Klang, dem sich niemand entziehen kann.

In die Antennen von Nordland fallen knatternd Zeichen. Radio arbeitet im ganzen Land; aber niemand vermag die Botschaft zu deuten.

Um drei Uhr in der Nacht erklingen alle Telephone. Ist es die Rettung, die sich meldet? Bekommen lauscht die Stadt. In der Membrane des Telefons klingt ein Ton auf, so, als ob man an eine gläserne Scheibe schlägt. Der Ton wird stärker — er schwillt an zu einem unerträglichen Heulen... und Dreihunderttausend hören in dieser Sekunde den Ruf aus dem Aether.

Der Ton, der das Ohr zerreißt, der die Gehirne in den Wahnsinn treibt, bricht jäb ab. Mit einem Schlage sind die Leitungen taub und stromlos.

In dieser Nacht aber öffnen sich die Tore der Gefängnisse von Kopenhagen. Niemand weiß, wer die Riegel gelöst hat; niemand fragt. Heraus marschieren in schweigender Ordnung die Insassen. Und niemand wehrt ihnen ...

Aber auch diese Nacht geht vorüber; der bleiche Morgen erwacht. Und es ist neuer Trost, den er mitbringt. Die Panik legt sich. Ein Schrei der Enttäuschung, eine Gebärde des Auflehns geht durch die Stadt. Man ruft die öffentliche Ordnung zu Hilfe.

Die Municipalgarden marschieren ...

Astrid war bei Griggs, als der Tag graute.

„Die Menschen haben an dir gesündigt; sie werden es wieder gut machen, glaube es mir.“

Er schüttelt den Kopf: „Darauf kommt es nicht an. Was mit mir geschieht, ist gleichgültig, ist ein Einzelfall, der nicht Recht aus Unrecht machen kann, nicht Unrecht aus Recht. Ich bin reif geworden in diesen Tagen, Astrid. Ich habe die Dinge der Welt von der Rehrseite gesehen. Was wir kannten, du und ich und wir alle, das war die gepflegte Fassade des Lebens — wir sind gewandelt in den Luxusstraßen. Das Weinen der Armut erstikte, ehe es zu uns dringen konnte. Nur was wir selbst erleben, was wir am eigenen Körper fühlen, das können wir recht begreifen. Darum sind immer nur wenige wissend gewesen, denn immer war die Scheidewand zwischen denen da unten und zwischen denen hier oben; und nur selten hat sich jemand verirrt von der einen Region in die andere. Und wenn es geschah, der hat das Leben der Jenseitigen bald genug vergessen gehabt, und er hat sich mit der Ueberzeugung getröstet, daß es Unten und Oben geben müsse. Aber glaube mir: viele von denen, die von der Gesellschaft geholt werden, sind tausendmal besser als die, die sich zu ihren Richtern machen. Es ist nicht wahr, was man uns in der Schule erzählt: daß Gut gut und Böse böse sei. Alles ist äußerlich, die Formel herrscht, der Geist zerschellt an der Härte der Wirklichkeit. Viele waren unschuldig; viele auch waren es, obwohl sie äußerlich schuldig waren. Mord, Unbildung, Dummheit, Versuchung, Unbeherrschtheit der Triebe, Verwirrtheit der Rechtsbegriffe sind in neunundneunzig Fällen von hundert ...“

Durch die Straße ging Trommelwirbel. Astrid fuhr zusammen: „Flieh!“

Der Marsch der Gardes drohte auf dem Pflaster; die Straße war schwarz von Menschen.

Griggs hatte seine alte Ruhe wiedergefunden, als er die Treppe hinunterstieg, die zum Hinterausgang führte. Der Weg, der zwischen engen Häuserreihen lief, war frei. Er ging voraus; Astrid folgte.

Ein paar Burschen mit Schiffermützen lehnten, die Pfeife im Munde, gegen die eisernen Kellergeländer der Hinterhäuser. Alßlich machte einer von ihnen eine Bewegung; er trat vor, blickte Griggs ins Gesicht, steckte zwei Finger in den Mund und pffte.

Im Nu wurde es lebendig jenseits der Mauern.

„Fort!“ sagte Griggs hastig. „Oder, noch besser: bleib hier, ich hole dich.“

„Laß mich nicht allein.“

Er legte die Hand um ihren Arm; sie rannten die Straße hinunter. Hinter ihnen klang Töhlen auf, das Trappeln von Füßen erhob sich, wurde stärker. Ein Schuß paßte auf — sie liefen um die Ecke.

Dort war der Hafen.

Sie leuchteten über den kleinen Platz, als plötzlich aus einem der Häuser ein Schuß krachte. Griggs beschleunigte den Lauf; aber er fühlte mit Entsetzen, wie Astrids Arm in seiner Hand schlaff herabfiel.

Betroffen blieb er stehen.

„Es ist aus!“ sagte sie.

Ein roter Fleck zeichnete sich auf dem Rücken ihrer Bluse ab, dort, wo die Lungen endeten; vor seinen Augen wurde er größer und blutiger.

Drüben gellte das Frohlocken der Sieger.

Astrid hob verwirrt den Kopf. Sie sah ihn mit Augen an, in deren reine Klarheit ein müdes, dunkles Lächeln trat.

„Flieh ...!“ flüsterte sie, und jedes Wort kam stockend aus ihrem Munde. „Flieh ... erfülle ... deine ... Pflicht ...“

Damit sank sie leblos zurück.

Er sah sich unschlüssig, irrer Gedanken voll, nach den Feinden um, die dort drüben heranbrausten. Dann rannte er hinüber nach dem kleinen Hafen, wo die Barkassen kreuzten.

Die Kriministen haben die Insel Ceylon im Indischen Ozean erreicht und sie kampfslos in Besitz genommen. Der Kriminismus hat gesiegt ...

Norman Griggs ist eingetroffen. Er hat die Führung übernommen, die man für ihn bereitgehalten hatte.

In der ganzen Welt ist eine neue Völkerwanderung entstanden. Im Freien, in geheimen Zusammentreffen verkünden Tausende die neue Lehre des Saturn und das Gesetz des Doktors Griggs — den Kriminismus. Sie rufen die Menschen auf, sich unter die Fahne von Ceylon zu scharen. In allen Seemannsquartieren, in allen Kasernen, in allen Geschüßfabriken — überall ertönt der Ruf:

„Nach Ceylon!“

Scharenweise ziehen mit jedem Schiff neue Anhänger aus.

Die bürgerliche Welt gibt die Antwort: die Schifffahrt nach Ceylon wird eingestellt. Aber etwas Seltsames geschieht: die Kapitäne der Schiffe, die zwischen Afrika und Indien, zwischen Australien und Europa kreuzen, werden mitten auf dem Indischen Ozean von ihren Passagieren — und von ihren Mannschaften — gezwungen, den Kurs zu ändern und auf Ceylon anzulegen. Niemand kann sich im Ernst gegen den superioren Willen, der die Menschheit zu erfüllen scheint, auflehnen.

Das Konzert der Mächte schickt eine gemeinsame Flotte aus, bestehend aus zehn der größten Dreadnoughts.

Ein Sturm erhebt sich im Pazifik; zwei der Schiffe gehen unter.

Die andern nähern sich der Insel. Die Kommandeure befehlen, die Geschütze zu richten. Auf drei Schiffen weigert sich die Mannschaft, dem Befehl nachzukommen. Aber die Kapitäne überwältigen ihre Leute und lassen sie in Ketten legen. Man richtet die Geschütze.

Sie versagen ...

Bei andern Schiffen zeigt sich etwas Unerklärliches. Die Kommandeure beginnen plötzlich abzuweichen. Der navigierende Kapitän lenkt zu seiner Bestürzung sein Schiff auf Korallenriffe, wo es zerschellt.

Die Schiffe machen sich gegenseitig Mitteilung von ihren Schicksalen. Die Seeleute des letzten überlebenden Schiffes, voll von abergläubischer Furcht, verweigern den Gehorsam. Die Offiziere gehen gegen sie vor. Sie legen die Offiziere in Ketten; dann nehmen sie den Kurs auf Colombo und gehen zu den Kriministen über.

Man schickt Flugzeuge. Sie erreichen Ceylon. Sie überfliegen den Pedrotallagalla, den höchsten Berg der Insel, und den Adams-Pit — als sich ein unerklärlicher Einfluß der Bergspitzen bemerkbar macht: die Maschinerien der Aeroplane oxydieren innerhalb weniger Minuten — die Propeller stehen still, zerschmettert landen die Flugzeuge in der flachen Ebene Randyn.

Griggs erläßt ein Manifest an die Mächte:

„Ihr kämpft nicht gegen menschliche Technik. Nicht gleich gegen gleich. Ihr kämpft gegen die Kultur des Saturn, gegen die Macht und den Willen des Weltalls. Ihr habt mich verlacht, als ich euch warnen wollte. Jetzt bin ich dem Ruf aus dem Aether gefolgt: jetzt werde ich den Saturngedanken auf Erden zum Siege führen.“ Die Welt ist ratlos — die Blicke der Menschheit sind auf die Insel Ceylon gerichtet.

Schon beginnt der Saturngedanke sich durchzusetzen.

Unter den Mühseligen und Beladenen der ganzen Welt klingt ein altes Wort auf:

„Alles Licht kommt von Osten!“

In den nordischen Breiten ging langsam der Herbst dem Winter zu. Develund stand am Fenster und sah gedankenvoll hinaus in den sinkenden Abend, der die hundert Türme der alten Stadt in einen letzten Raufsch von Sonnengold tauchte.

Die Glocke ging; das Mädchen brachte eine Visitenkarte. Darauf stand: Helga Wingaard.

Erstaunt ließ er die Besucherin eintreten; er spürte, wie ein unruhiges Gefühl in ihm aufstieg.

Sie war in Schwestertracht, tiefe Schatten lagen unter ihren Augen.

Sie trat auf ihn zu mit der lautlosen Sachlichkeit ihrer beruflichen Schulung und ließ sich zögernd in den Sessel nieder, den er ihr anwies. Und indem sie die Augen auf den Boden heftete, sagte sie:

„Ich komme zu Ihnen, Herr Develund, weil Sie mein Freund sind.“

„Sie sprechen von Doktor Griggs?“

Sie nickte. „Weil Sie mein Freund sind und weil Sie vielleicht der einzige sind, den das, was ich zu sagen habe, erfreuen wird.“

Sie hielt inne und sah ihn unschlüssig an.

„Sprechen Sie nur“, sagte er mit heiserer Stimme.

„Ich habe die Unwahrheit gesagt, Herr Develund. Doktor Griggs hat es nicht gewußt.“

Develund stützte den Kopf in die Hände und wiederholte leise:

„Er hat es nicht gewußt ... Und dennoch haben Sie ihn beschuldigt? Sie haben es mit ansehen können, wie er gehegt wurde, dieser Mann, der nichts getan hat? Der von einer großen Idee durchdrungen war, der er alles geopfert hat: seine Stellung, sein Vermögen, die Frau, die er liebte? Dem man den letzten Kameraden ermordet hat? Sie haben das alles mit ansehen können, und Sie konnten schweigen?“

Sie senkte den Kopf und begann zu weinen.

„Warum haben Sie das alles getan, Schwester Helga?“

„Weil er mich zurückgestoßen hat; denn ich liebte ihn.“

„Das nennen Sie Liebe, Schwester Helga? Ist das die Liebe einer Frau? Das ist die Brunst einer Dirne. Sie tragen das Ehrenkleid einer Schwester — und Sie können so handeln? Heißt nicht

lieben: alles tun für den andern und nichts fordern für sich selbst? Ich sehe ein Kreuz um Ihren Hals — das bedeutet wohl, daß Sie gläubig sind?"

Sie antwortete nicht, aber ihr Schluchzen wurde stärker.

"Ist das Ihr Christentum?"

"Drum bin ... ich ... heute ... gekommen!"

Er sah sie verwundert an. "Warum sind Sie gekommen?"

"Es läßt mir keine Ruhe. Glauben Sie nicht, Herr Oedelund, daß ich an all diese Dinge gedacht habe, von denen Sie sprechen? Ich glaube an Gott, ich schwöre es Ihnen. Aber es ist ein seltsames Ding, wenn man jemand liebt und wenn man sich verschmäht sieht. Man weiß nicht mehr, was man denkt und tut; alles ist wie ausgewechselt. Sie werden mich vielleicht nicht verstehen, ein Mann denkt wohl anders darüber. Mir war's, als wäre es eine ganz andere, die aus mir sprach, ich hatte nur den einen Wunsch: ihn unglücklich zu wissen. Auch das ist nicht richtig. Oder so: es ist nicht das letzte. Ich glaube, irgendwo in mir war dieser Gedankengang: ich wollte eines Tages, wenn er in seiner tiefsten Not war, zu ihm kommen und ihn retten. Dann hätte er vielleicht ..."

"Sind Sie bereit, das, was Sie mir da sagen, vor dem Kommissar zu wiederholen?"

"Gewiß."

"Aber ich muß Sie auf eins vorbereiten: das kommt einer Selbstbezüglichung wegen Meineids gleich."

Sie zuckte die Achseln.

"Und er wird Sie festnehmen."

"Was liegt daran?" sagte sie. "Habe ich es nicht verdient? Ich will gern die Strafe auf mich nehmen, wenn ich ihm damit helfen kann."

"Sie können ihn nicht mehr retten."

"Dann kann ich ihn wenigstens vor der Welt reinwaschen."

"Sie sind erregt, Schwester Helga. Ueberlegen Sie sich den Schritt, den Sie tun wollen."

"Nein", sagte sie, sich erhebend. "Sie haben mit den Weg gewiesen; es ist der richtige. Ich werde zur Polizei gehen und alles sagen. Vielleicht werde ich dann wieder ruhig werden."

In diesen Tagen war es, als Norman Griggs eine neue Radiobotschaft in die Welt hinausgeschickte:

"Wollt Ihr Eure deportierten Verbrecher wiedersehen? Dann kommt nach Ceylon. Aber Ihr werdet sie nicht wiedererkennen. Denn die, die Ihr geheßt, in Ketten gelegt, in Käfige gesperrt habt — sie haben hier, in der Freiheit der Natur, wiedergefunden, was Ihr ihnen genommen habt: ihr Menschentum. Sie bestellen ihr Land als fleißige Farmer — sie haben sich aus ihrer Mitte Prediger erwählt; und niemals hat eine Gemeinde andächtiger gelauscht als die Kriministen von Ceylon. Und sie haben nur eine einzige Furcht: daß die Kulturwelt über sie herfallen könnte mit ihren Ketten, mit ihren Käfigen und mit ihren Hengern."

Das Wort schlug ein in der Welt; denn der Name Griggs war der eines neuen Parathustra geworden. Und neue Scharen strömten zum Indischen Ozean.

Bis eines Tages ...

Eines Sonntags abends kam Sam Chitty aus Trincomali zurück. Er trug etwas Geheimnisvolles in der Hand. Er ging direkt hinein in Chapmans Bar, kurz vor acht Uhr; denn um acht Uhr, das versteht sich, mußte Chapman zumachen.

"Ratet mal, was ich hier habe!"

Niemand konnte es raten; oder, um die Wahrheit zu sagen: niemand gab sich die Mühe. Denn alle diese braven Leute wußten es: in einer Minute wird Sam Chitty seine Hand aufmachen und es uns zeigen. Was brauchen wir uns wegen dieser einen Minute den Kopf zu zerbrechen?

Richtig. Er machte die Hand auf, und was darin lag, war ein Klumpen Erde.

Alle lachten, ein paar waren ein bißchen ärgerlich. Aber Sam sagte: "Seht mal eure Brillen auf!"

Das taten sie nun zwar nicht, denn sie hatten gar keine Brillen. Aber sie gaben sich immerhin die Mühe, ein bißchen scharfer hinzuschauen. Und da sagte Jean Fleury aus Neukaledonien (früher in Marseille) plötzlich, und seine Stimme zitterte:

"Das ist Gold!"

Eine halbe Minute später stand alles, was in diesem Raum zwei Beine hatte, um Sam Chitty herum. Der lachte bloß; er klaubte die Erde zwischen den blinkenden Körnern heraus und sagte:

"Es ist so viel da, daß ich es euch ruhig sagen kann, woher ich komme: von der Trincomali-Bucht."

Das war die Stunde, da alles anders wurde.

Mit einem Schlage waren alle sozialen, alle politischen, alle ethischen Ideale der Kriministen zurückgedrängt hinter dem einen einzigen, alles überschreitenden Gedanken: Gold! Die Eier nach

Besitz schlug wie eine Flamme aus allen diesen Verlassenen, die der Strom des Lebens als Strandgut auf diese Insel geworfen hatte. Eine Herde von goldhungrigen Tieren stürzte sich auf die Bucht von Trincomali. Einer stieß den andern zur Seite, denn jeder wollte der Erste sein. Einer würgte den andern; die ganze Nacktheit der menschlichen Seele trat wie auf ein gegebenes Zeichen unbarmherzig zutage. Die Stärksten blieben Sieger; die andern wurden niedergedrückt.

Die Schutzorganisationen, die Griggs geschaffen hatte, lösten sich auf. Niemand will dienen, jeder will raffen.

Ein halbes Duzend Einsichtiger bittet Griggs, seine Mission zu Ende zu führen. Denn nie war er nötiger als jetzt.

Und dies war es: nicht Verbrecher gegen Verbrecher, einfach Mensch gegen Mensch! Die Insel Ceylon wurde ein Abbild der ganzen Erde. Auf ihren wenigen Quadratmeilen spielte sich die Tragik der Welt ab, der Fluch aller Kreatur: der Kampf aller gegen alle.

Griggs ruft — beschwört — appelliert — alles ist vergeblich. Seine Stimme verhallt im Gebrüll der Hagbier.

Ein paar, die weiterdenken, machen den Versuch, den Strom zu dämmen. Es kommt zu einer Schlacht bei Colombo. Die Partei der Goldgräber bleibt Sieger.

Nun ist es vorbei mit Vernunft, mit Ueberlegung, mit Kultur. Jeder denkt nur an sich, nur an die gegenwärtige Stunde. Alle Begriffe der Gegenseitigkeit, alles, was auf Vertrauen, auf Entwicklung fundamentiert ist, ist weggespült vom Sturm der jauchzenden Eier. Nun sind sie wieder, was sie waren: hemmungslos, von keiner Furcht vor Strafe gebändigte Verbrecher. Der Geruch des Goldes lockt Abenteurer aus der ganzen Welt herbei.

Knatternd fällt neue Saturnbotschaft in die Antennen: der Kriminismus hat auf dem Saturn gesiegt; die Kriministen sind zu Bürgern eines Staates geworden, der vorurteilslos und kastenbefreit kein geschriebenes Gesetz kennt, alles der Selbstsucht überläßt mit dem Staatsgrundsatz: "Wer Ketten löst, muß Gewissen binden!"

Aber Griggs erkennt, daß die Kultur des Saturn, die ältere, reifere, Dinge möglich macht, die auf der jungen Erde zum Zusammenbruch verurteilt sind.

Vom Gipfel des Ritigala sieht Griggs den Zug der Goldgräber, der zum Meer wandert, wie ein ungeheures Ameisenheer. Und er weiß es: dort unten ging die Idee seines Lebens in Trümmer. Jede einzelne der schwarzen Gestalten, die zu seinen Füßen vorüberzog, war ein Baustein, der abbröckelt. Die Mission, an die er geglaubt hat, die er empfangen hat, der er irdisches Leben gegeben, der er zum Siege verholfen hat: diese Mission wird in diesem Augenblick zu Grabe getragen.

Und er hört das Hohngelächter der Welt.

Er stürzt ins Tal. Dort, dort stehen die Holzhäuser mit den Antennen. Dort ringeln sich Drähte, die zu blinkenden Apparaten führen: dort knistern die Funken der Hochfrequenzmaschine. Hier, auf diesem winzigen Fleckchen Erde, ist alles beisammen, was Aufgang und Niedergang bedeutet: alle Hoffnung, alle Seligkeiten des Schöpfers, alle Verzweiflung des Harrenden, aller Stolz des Siegers, alle Trostlosigkeit des Zusammenbruchs.

Ein paar Männer reißen den Wahnsinnigen zurück. Aber er schlägt um sich; mit der scharfen Waffe in seiner Hand tötet er den einen. Sie dringen auf ihn ein; krachend fallen die Arthiebe in die feinen Nervengänge der Präzisionsmaschine, daß Stahl und Kupfer klirrend gegen die Fensterscheiben sprühen.

Sie schlagen ihn nieder.

Draußen ziehen sie vorbei. Sie singen alte Lieder, die er nicht kennt, deren Sinn er sterbend erfüllt. Aber Irrtum, alle verlorene Hoffnung, alles Leid der Menschheit klingt darin.

Er schleppt sich auf und schließt den Strom.

Eine bläuliche Flamme zischt auf.

* * *

Die Goldgräber haben ihm ein Grab errichtet: hoch oben in den Bergen, im Angesicht des schimmernden Ozeans. Die Sonne grüßt es, wenn sie fern drüben aus den Wassern steigt, und die Stürme brausen durch die Rhododendren, die um den weißen Marmor stehen.

Die Palmen des Sals von Trincomali aber wiegen ihre Kronen im Rhythmus einer feinen und leisen Melodie. Der Wind, der junge reine Morgenwind, nimmt sie auf seine Schwingen und trägt sie fort über Länder und Meere. Nur die Bäume und die Tiere hören sie in den stillen sternentklaren Nächten des Südens. Sie verstehen sie nicht, aber sie lauschen, aus tausendjährigen Ahnungen heraus, ihrem Klang. Er mischt sich mit dem Brüllen des Meeres, mit dem Rollen des Donners hoch über den Bergen Indiens: er singt das Lied von Schöpfung und Niedergang, von Träumen, von Hoffnungen, von Liebe; von Menschenwerk und von Tränen.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Die Konzertsäle erfreuen sich noch allgemein der Sommerferien. Doch stellen sich allmählich die Vorankündigungen ein, die eine reiche Auslese an neuen Werken versprechen. Die Wahl eines neuen Intendanten für die städtischen Bühnen scheint auf große Schwierigkeiten gestoßen zu sein, denn vorläufig ist der Direktor des Schauspielhauses – Herr Heinz Hille – zum „Direktor der vereinigten städtischen Theater“ ernannt worden. Hoffentlich zeitigt seine Leitung, die das Künstlerische und Wirtschaftliche umfaßt, recht gute Früchte.

Das „Kleine Haus“ wird erst in einigen Tagen seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Dagegen hat das „Große Haus“ bereits mit einem für den Beginn ziemlich reichhaltigen Spielplan eingesezt. Allerdings mußte der zur Eröffnung versprochene „Oberon“ (in der Mahler'schen Bearbeitung) infolge mehrerer Krankheitsfälle zurückgesezt werden. Außerdem waren aus dem gleichen Grunde gleich zu Beginn verschiedene Spielplanänderungen vonnöten. Beethovens „Fidelio“ – dies unvergängliche Hohenlied der Gattentreue – bildete einen schönen und weihenollen Ausklang. Die Lösung des Szenischen durch Professor Alexander d'Arnaals ist nun – von kleinen Einzelheiten abgesehen – recht glücklich gelungen. Erich Orthmann nimmt sich mit reifem Können und offener Liebe des musikalischen Teils an. Unter den Darstellern ragen die beiden treuen Liebenden von Julie Schützen-dorf-Koerner und Josef Schömmmer besonders hervor. Sehr erfreulich ist es, daß sich bis jetzt der Chor vorwiegend recht tüchtig bewährt hat. Auffrischungen von „Tosca“ und „Tiefenland“ waren wohl nicht unbedingt erforderlich, erfreuen sich aber noch immer der Gunst eines nicht allzu anspruchsvollen Publikums. Mit der Neueinstudierung der komischen Oper „Bar und Zimmermann“ von Lorzing – dessen 75. Todestag in einigen Monaten zu feiern sein wird – konnte man sich durchaus einverstanden erklären. Dem harmlos-gemütvollen Grundcharakter trug die Spielleitung in ausgiebigem Maße Rechnung. Der neue Kapellmeister Karl Hauf zeichnete sich hierbei sowohl durch seines Klangempfinden als auch durch gesunde Musizierfreudigkeit aus. C. H.

Aufführung von Webers „Oberon“. Die versprochene Wiedergabe von Webers „Oberon“ ist nun doch glücklich zur Tat geworden. Das herrliche Werk – in schweren geldlichen Nöten auf Bestellung als englisches Ausstattungstück geschrieben – sollte noch eine durchgreifende dramatische Umarbeitung erfahren, doch machte der unerbittliche Tod dies Vorhaben zunichte. Unter den vielen späteren Bearbeitern hat keiner eine glückliche Hand bewiesen. Den, der endlich die ideale Lösung der Wiederbelebung fand – Gustav Mahler – ereilte ein ähnliches Schicksal wie den Komponisten. Denn als Mahler starb, harrete seine Einrichtung noch der Aufführung. Seine Änderungen sind nach außen hin kaum zu erkennen, denn sie beschränken sich auf einige Kürzungen des Dialogs und auf einige Wiederholungen

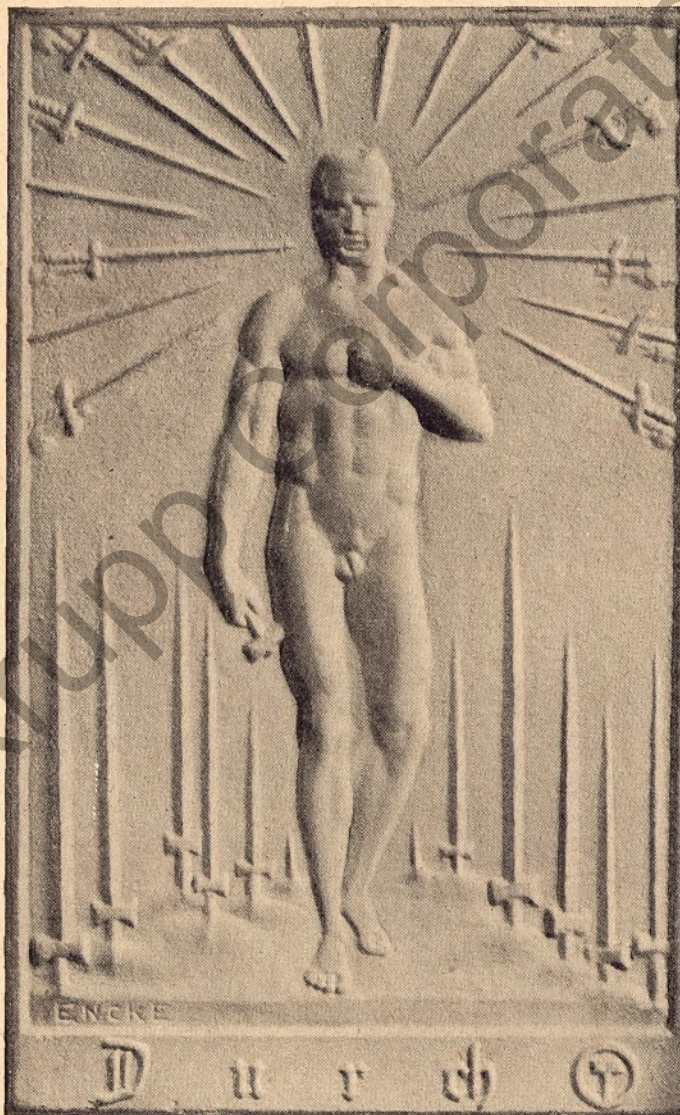
aus Teilen der „Oberon“-Musik. Um so wichtiger ist die innere Wandlung. In allen entscheidenden Augenblicken erklingt nun Musik. Durch die auf solche Art heraufbeschworene Märchenstimmung läßt den ungeschickten dramatischen Aufbau um vieles glaubwürdiger erscheinen. Und so ist der Bühne durch diese genial einfache Neuerung endgültig ein Werk wiedergewonnen, das bis jetzt wegen seiner Schwächen immer nur vereinzelt auftauchte. Professor Alexander d'Arnaals gab der echt romantischen Schöpfung frisch belebten Märchenzauber (die vorzüglich gelungenen Bühnenbilder, die eine glückliche Verbindung zwischen Malerei und Projektionstechnik darstellen, von Theo Schlönski). Erich Orthmann hat sich des musikalischen Teils mit großer Liebe und Feinfühligkeit angenommen, wenn auch Schwankungen nicht völlig vermieden werden konnten. Unter den Mitwirkenden zeichneten sich besonders Julie Schützen-dorf-Koerner als Regia und Emmi Senff-Elie als Fatime aus. Hoffentlich wirkt die auf erfreulich hoher Stufe stehende Gesamtleistung dem musikalisch unvergänglich frischen Werk eine recht große Schar neuer Freunde.

C. H.

Dortmund. Der künstlerische Wille einer Stadt drückt sich nicht zuletzt aus in den Spiel- und Konzertplänen seines Theaters und Orchesters. In diesen Tagen sind sowohl vom Theater als auch von der Leitung der städtischen Konzertveranstaltungen die Entwürfe für den kommenden Theater- und Konzertwinter vorgelegt worden. Danach darf die Zeit des literarischen und künstlerischen Tastens und Experimentierens, von der auch wir nicht ganz verschont geblieben, wenigstens in seiner kraßesten Form als überwunden gelten. Das

Publikum verweigerte zuletzt einfach die Gefolgschaft auf Gebiete, wo wahre Kunst nur noch dem Namen nach zu finden war. So wendet man sich – allmählich zwar – wieder einer Stetigkeit in der Spiel und Konzertplanung zu, die vom künstlerischen und ethischen Standpunkte aus nur zu begrüßen ist. Aufgabe der Intendanz unseres Theaters war und ist es, mit künstlerischen Höchstleistungen die Besucher, die in diesem Jahre infolge der wirtschaftlichen Notlage ohnehin nur schwer erreichbar, zum Besuche zu ermuntern und zu fesseln; Aufgabe der Bevölkerung, durch möglichst regen Besuch diese zu unterstützen, um künstlerische Betätigung überhaupt zu ermöglichen. Die Anstrengungen und der ernste Kunstwille unserer Nachbarstädte sollten uns Vorbild sein und zur Nachahmung anspornen!

Gegenüber vielfach fremdklingenden Namen im Schauspiel und namentlich in den Kammerspielen betont die Oper erfreulicherweise stark das deutsche Element. Hier soll durch die ganze Spielzeit hindurch die Entwicklung der deutschen Spieloper von ihren ersten Anfängen bei Dittersdorf bis zu Wagner und Strauß gezeitigt werden. Auch die Wiedergabe aller Werke mit der Idee des trojanischen Krieges verdient Anspruch auf Beachtung. Auf die modernen Komponisten ist ebenfalls gebührend Rücksicht genommen. Sineschis „Cassandra“, Schusters „Dieb des Glücks“, der bereits in der vergangenen Spielzeit kommen sollte, Buffonis „Doktor Faust“, Strauß' „Frau ohne Schatten“, Stephens „Die ersten Menschen“ sind einige Stichproben aus der reichen Auslese. – Das Burgwalltheater will mehr als bisher die „klassische“ Operette pflegen, dadurch seiner Bestimmung als Kulturfaktor gerechter zu werden. Alles in allem: ein von starkem künstlerischem Willen getragener Spielplan. Möge er halten, was er verspricht! Ruhring.



Die Befreiung des Ruhrgebietes von den Besatzungstruppen gab dem bekannten Berliner Bildhauer Eberhard Ende Veranlassung, eine Platte zur Erinnerung an die schwere Zeit zu schaffen. – Diese Ruhr-Platte wird in Eisenkunstguß von der Linke-Hofmann-Lauchhammer A.-G., Werk Lauchhammer, Lauchhammer (Prov. Sa.) hergestellt und hat eine Größe von 9,2 x 14,3 cm.

Was man sich in der Pause erzählt.

Universitätsgeheimnisse.

Als der verstorbene Hallenser Nationalökonom Conrad einmal in seiner Vorlesung eine Studentin Zeitung lesen sah, drückte er der Dame nach Schluß des Kolleggeld (ein Zehnmarkstück) in die Hand und bemerkte: „Ich wünsche Sie nicht mehr in meinem Kolleg zu sehen.“

Das nächste Mal sah er vier eifrig Zeitung lesende Studenten zu seinen Füßen!

(Jugend)

Sommerreim.

Gruß und Kuß, mein Liebling!
Dein August Schulze, Dipl.-Ing.

(Jugend)

Homöopathie.

Professor Bier tritt für die Homöopathie ein. Unsgeheim sind wenigstens unsere Rassenärzte längst dazu übergegangen, wenigstens persönlich. Sie nehmen die Bezahlung nur homöopathisch ein.

(Kladderadatsch)

Schlechte Gesellschaft.

In einer Gerichtsverhandlung gegen einen Gewohnheitsdieb sagte der Staatsanwalt in seiner Schlussrede: „Ein Blick auf das Vorleben des Angeklagten zeigt, daß ihm die Tat wohl zuzutrauen ist. Er verkehrte stets in der schlechtesten Gesellschaft. Schon frühzeitig machte er Bekanntschaft mit der Polizei und hatte seither ständig mit den Gerichten zu tun . . .“

(Fliegende Blätter)

Der Graphologe.

„Von jetzt an heißt's vorsichtig sein; da hat mir einer die Handschrift Schillers geschickt, und ich habe sie auf eine zwanzigjährige Stenotypistin gepreßt.“

(Fliegende Blätter)

Schicksalsfrage.

„Willst du mein einziges und alles auf der Welt sein, Ursula?“

— „Ach Gott, Idolator, ich dachte, du hättest etwas Vermögen.“

(Meggend. Bl.)

Parlament.

„Seit zwei Stunden spricht der Herr ununterbrochen. Was fordert er eigentlich?“

„Herabsetzung der Redezeit auf 10 Minuten!“

(Meggend. Bl.)

Die Uhr.

Kleiner Peter: „Mutti, ist es nicht bald Mittagszeit?“

Mutter: „Nein, noch lange nicht.“

Kleiner Peter: „Ja, dann muß mein Magen aber sehr vorgehen.“

(Strix, Stockholm)

*

Düsseldorfer Schauspiel. Das städtische Theater eröffnete die diesjährige Spielzeit im „Kleinen Haus“, an dessen innenarchitektonischer Ausgestaltung man immer mehr Gefallen findet, mit Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, ein Werk, das der große Dichter und Theatermann selbst als „ Lustspiel “ bezeichnet hat, und in dem in der Tat Ernst und Heiterkeit auf das trefflichste gegeneinander abgestimmt sind und in die Einheit des dramatischen Spiels und des ewig menschlichen Ideengehalts aufgehen. Im Gegensatz zu der früher üblichen Überbetonung der Gestalt des Juden Shylock, die das Drama zu stark tragisch überschattete, versuchte man diesmal hier einen Ausgleich der Gegensätze in der Form des Märchens herbeizuführen, aber man trug dabei von vornherein so dick auf, daß sich später keine Steigerungsmöglichkeiten mehr ergeben konnten und aus dem echten komödiantischen Geist ein sich breit auslassendes rüpelhaftes Possenspiel wurde. So löste man ein herrliches Ganzes in eine Anzahl wighiger, bildhaft oft glänzend gestellter Begebenheiten auf, stellte sie in einen szenischen Rausch, umkleidete die Darsteller mit phantastisch fremdartigen Kostümen und umgab alles mit Musik, Tanz und den Künsten der Beleuchtung. Man nahm damit dem Wort seine Bedeutung und ersetzte sie durch das Auge, aber man war bunt statt farbig, laut statt eindringlich und machte aus dem selbstgewollten Märchen einen Fastnachtsputz.

Der russische Muster äußerlich nachahmenden Spielleitung Münchs standen in den gut den räumlichen Bedingungen angepassten Bühnenbildern Harry Breuers und der Musik Vorsmanns Helfer zur Seite, während eine Reihe der Darsteller die Waghalsigkeiten der Regie nicht tragfähig zu gestalten vermochten. In edler menschlicher Fülle erstand der Antonio, der „königliche Kaufmann“ Ewald Balzers, dem als wesentliche Gegenspieler zwei unserer Bühne neuverpflichtete Mitglieder entgegentraten: Nina Vesco als Porzia, die mehr die nur formalen Werte der Gestalt einzulösen vermochte, und der Shylock Eduard Borntragers, der, obwohl mit bedeutenden Anlagen ausgestattet, durch Übertreibungen das Menschenbild der Rolle einseitig ausdeutete. Raymond Bucher und Elisabeth Wundke sind daneben noch hervorzuheben. Als erste Neuheit folgte darauf Klabunds Spiel nach dem Chinesischen: „Der Kreidekreis“, das zu den

Schlagern der vorigen Spielzeit gehört, die über alle Bühnen gegangen sind oder noch gehen. Wenn uns Klabend nicht chinesisch käme, würde sich niemand ein Bein nach dem Stück ausstrecken, dem die Geschichte eines jungen Mädchens zugrunde liegt und die auf das salomonische Urteil zur Erkenntnis der echten Mutter im Streit zweier Frauen um ein Kind zurückgreift. Es ist eine dünne lyrisch aufgepöppelte Mache ohne eigentliche dramatische Kraft, aber sie ist gefällig aufgemacht, bietet den Schauspielern gute wirkungsvolle Rollen und hat den Reiz des Kostümlichen für das große Publikum für sich. Münchs Regie vergriff sich aber erheblich im Stil – Limonade muß nun eben einmal süß sein –, er gab das Stücklein grob und derb, sank im Gerichtsakt bis zur Hanswurstdade herab und konnte daher auch dem ganz märchenhaften Schluß nicht die rechte Überzeugungskraft geben, und dabei schreit das Werk in jeder Zeile nach dem Märchenhaften und Phantastischen, nach Duft und Zartheit, damit seine Scheinwerte im richtigen Bühnenlicht erglänzen können. Schlonski hatte den Szenen ein dekorativ schönes, etwas hartes, aber doch auch stimmungsvolles Vieraktsgesicht gegeben und die Hauptdarsteller erfreuten durch ausgezeichnete Leistungen. Die neugewonnene Leonore Kalfs gab der Tschang-Haitang natürliche Anmut und fand weiche schöne Töne, die Empfindung verrieten. Frieda Hummel, ihre Nebenbuhlerin, umriß die Zi-pai trefflich aus vollen Mitteln. Eine köstliche Figur bot Else Rittners Hebamme. Von den Herren stand der Ma Ewald Balzers im Vordergrund der schauspielerischen Ereignisse, er war von prachtvoller Eindringlichkeit und schlichter, durchschimmernder seelischer Wärme. Eine in sich abgerundete Leistung stellte Leopold Lindberg als junger Revolutionär hin, wenn nur sein Worttext nicht so papierener wäre. Sehr fein und zurückhaltend war Eduard Bornträger als Sekretär Tschao, und Buchers geschmackvoller Prinz, Eberhards Kuppler und Gladets Richter würzten ihre Rollen nach Kräften. Der gutgelungene Landknechtsmarsch von Josef Vorsmann mag noch erwähnt sein.

Im Schauspielhaus setzte die Spielzeit bereits sehr frühzeitig wieder ein, trug aber bisher noch ein etwas sommerliches Gepräge, wohl um den neuen Mitgliedern Gelegenheit zu bieten, den Anschluß an das Ensemble zu finden und um damit zum Beginn der ersten Arbeit den Vorteil einer stärkeren Ausgeglichenheit des Spielkörpers aufzuweisen zu können. Ein amerikanischer Theatererfolg, Sutton Vanes „Überfahrt“ eröffnete unter Paul Helwigs Leitung den Reigen und vermochte in der klugen Ausnutzung seines äußerlich wirkungsvollen Einfalls, der sich in sich geschickt steigert – die Passagiere des Schiffes entdecken langsam, daß sie bereits tot sind und sich auf der letzten Reise ins Jenseits befinden –, immerhin zu fesseln, wenn auch nicht anzuregen. Franz Everth und Harry Flatow ragten unter den Mitspielenden besonders hervor. Zwei alte, doch bereits angestaubte Stücke, nämlich Laufs Possen „Pension Schöller“ und Gustav Freytags ehemaliges Musterlustspiel „Die Journalisten“ erlebten launige Wiederauferstehungen mit wachsendem Erfolg und sich steigender spielerischer Qualität, die durch die richtigen und gelungenen Kostümierungen im Stil von 1870 auch äußerlich ihr besonderes Zeichen erhielten. Walter Peters und Dr. Leo König hatten die szenische Leitung inne und die Schauspieler erfreuten sich nach Herzenslust ihrer zündenden Rollen. Mit Herrn Knaak hat das Theater dazu einen Komiker vom guten alten Schlag gewonnen, der sich noch weiter als brauchbar erweisen wird. Mit Bernhard Shaws Komödie „Major Barbara“ steckte man zuletzt die Ziele bereits wieder höher, und der geistreiche Spötter, der wie kein anderer ein Stück aus einer Auseinandersetzung bissiger, scharfer, schneidender und ganz knapp gehaltener Zwiegespräche aufzubauen versteht, wobei die Späne nach allen Seiten fliegen und die Pfeile niemand schonen, brachte es wieder fertig, den Hörer die Unglaublichkeiten seiner Handlungsgeschehen vergessen zu machen und sich an dem hitzigen Wortgefecht zu erheitern, in dessen Verlauf diesmal aus einem Heilsarmee-Major Barbara wieder eine Tochter eines Kanonenkönigs wird, weil letzten Endes die Macht und das Geld – nach Shaw – doch der einzige Sinn eines guten Engländer sein kann. Im Schauspielhaus wurde man Shaw und dem Werk vollauf gerecht. Louise Dumont erwies ihre Meisterschaft in der Darstellung einer alten aristokratischen Lady, und Franz Everth und Harry Flatow standen sich gegenseitig in der Durchdringung englischen Wesens in nichts nach. Hanna Helmers' von vornherein stark komödiantisch aufgefaßte Barbara und die herrlich echten weiteren Vertreter des Engländerturns Fritz Reiff, Kurt Reiff, Walter Neumann und Karl Ryjer rundeten den Abend darstellerisch aufs Beste ab. In einer Morgenfeier erschien ferner Max Mells „Apostelspiel“, die einfach innige Begebenheit von dem Mädchen, das durch seinen kindlichen Glauben zwei Landstreicher, die sie und ihren Großvater ermorden wollen, von ihrer Untat absehen läßt. Sie lebt so in dem heiligen Wort der Schrift, daß sie die Fremden, weil sie die Namen der Apostel tragen, für diese selbst nimmt und die Gefahr nicht ahnt, in der sie war. Das stimmungsvoll abgetönte Spiel wurde unter Leitung Ludwig Strauß' von Friedrich Rosenthal, Jakob Sinn, Inger Linden und Justus Paris liebevoll herausgebracht.

Dr. St

Der Reichspräsident v. Hindenburg hat nach der Befreiung des Ruhrgebiets, gefolgt von mehreren Reichs- und Staatsministern, die Städte Bochum, Essen, Duisburg und Düsseldorf besucht, wo bei seinem Empfang in einmütiger Begeisterung die Liebe zum Vaterland in hellen Flammen emporschlug. Am Abend des 18. September umjubelten in Düsseldorf Tausende den Präsidenten, als er vom Hauptbahnhof in ganz langsamer Fahrt durch die reich beslaggte Graf-Adolf- und Haroldstraße zur Wohnung des Landeshauptmanns fuhr, wo es stundenlang zu begeisterten Rundgebungen kam. Der folgende Tag, Samstag, bot von den frühen Morgenstunden an ein Bild, wie es Düsseldorf noch nicht gesehen hat, und jeder kann sich den Hergang selbst ausmalen, wenn er hört, daß auf dem Stadion sich, gering geschätzt, 70000 Menschen jeden Alters und Standes zu einer einmütigen vaterländischen Rundgebung versammelt hatten. Ganze Scharen von Brieftauben trugen um 11 Uhr die Ankunft des Präsidenten auf der Tribüne in die Lande, während ein nicht endwollendes, gewaltiges Brausen von Hochrufen und Fansarenklängen die Luft erschütterten. Den schönsten Schmuck dieser einzigartigen festlichen Veranstaltung bilden die unzähligen Menschen selbst, unter denen wiederum die Gruppen der Düsseldorfer Jäger und

der Sport- und Turnverbände mit Wimpeln und Flaggen einen farbigen Einschlag gaben. Es war ein weihervoller Augenblick, als aus

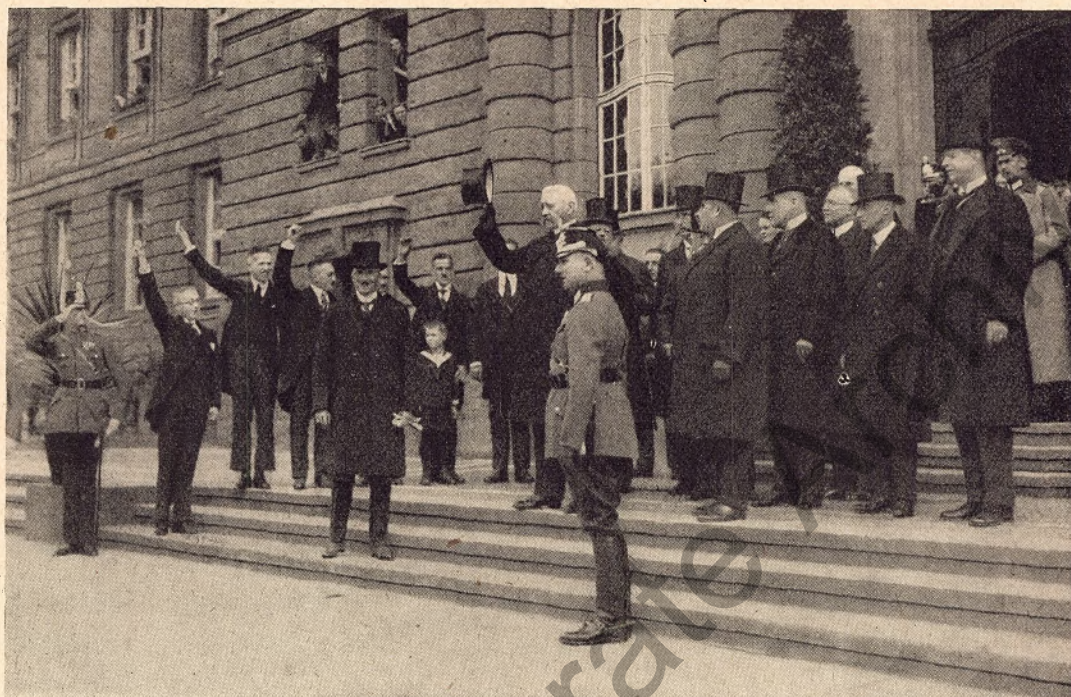


Photo Leifenschnneider, Düsseldorf

Der Reichspräsident vor dem Regierungsgebäude

tausenden frischen Knabenstimmen unter Musikbegleitung in den schönen Worten des Liedes „Ich hab' mich ergeben“ ein Bekenntnis zum Vaterlande erklang. Die Feier erreichte ihren Gipfelpunkt, als Oberbürgermeister Lehr im Verlauf einer herzhaften und herzlichen Ansprache dem Präsidenten den Ehrenbürgerbrief der Stadt überreichte, wobei wiederum das Hoch aus der Menge wie ein tosender Orkan erscholl. Während sonst auf den Zügen Hindenburgs ein tiefer Ernst lagerte, übersog sie ein freundliches Lächeln, als der Oberbürgermeister aus den Händen eines anmutigen jungen Mädchens den Ehrenbrief entgegennahm. Hindenburg dankte in kernigen Worten und mit lauter, überall vernehmbarer Stimme, und niemals ist das Deutschlandlied in Düsseldorf begeisterter gesungen worden als nach diesem Vorgang. Es erscheint überflüssig, über die Bedeutung und Wucht dieser Feier viele Worte zu verlieren. Es sei bemerkt, daß sich das Stadion glänzend bewährt hat und alles ohne die geringste Störung ablief. Dem Reichspräsidenten selbst wie allen anderen Teilnehmern wird dieser Tag, über den auch der Wettergott freundlich lächelte, unvergeßlich sein.



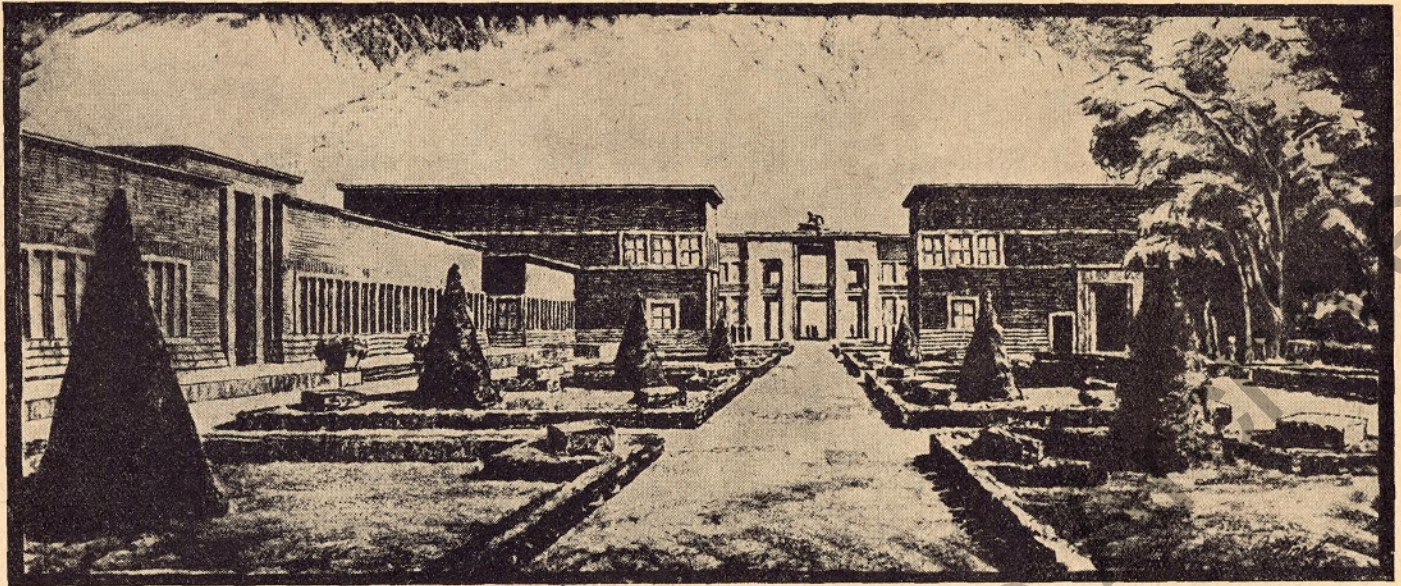
Photo Leifenschnneider, Düsseldorf

Die Überreichung des Ehrenbürgerbriefes auf dem Stadion durch den Oberbürgermeister Dr. Lehr an den Reichspräsidenten

*

Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich dazustehen.

Wilhelm Freiherr von Humboldt. 26. Mai 1823.



Der Binnenhof des Kunstpalastes

Messandro Scarlatti wurde wahrscheinlich 1659 zu Trapani (Sizilien) geboren und starb am 24. Oktober 1725 in Neapel. Sein Name hat es verdient, zur Feier seines 200. Todestages der fast allgemeinen Vergessenheit entrissen zu werden. Er war nicht nur eines der wichtigsten Mitglieder einer mit Recht hochberühmten Künstlerfamilie, sondern zugleich der Führer der neapolitanischen Opernschule. Er hat erstaunlich viel geschaffen. Unter seinen Werken nehmen mehr als hundert Opern und etwa zweihundert Messen die erste Stelle ein. Obwohl er als Musiker stärker denn als Dramatiker war, spielt er dennoch in der Geschichte der Oper eine der wichtigsten und ehrenvollsten Rollen. Denn ihm gebührt das unstreitbare Verdienst, der Arie die in den Grundzügen heute noch gültige Fassung gegeben zu haben. Daß seine Nachfolger in der Befolgung seiner Absichten häufig übers Ziel geschossen sind, darf man ihm natürlich nicht vorwerfen. Und wenn sein Name auch fast nur noch in der Musikgeschichte lebt, so wird er hier doch als einer der stärksten Bahnbrecher stets hellsten Klang bewahren!

C. H.

Der Walzerkönig vor hundert Jahren geboren. (Geboren am 25. Oktober 1825 zu Wien, dort gestorben am 3. Juni 1899.) Seit Jahrhunderten sind die Begriffe „Wien“ und „Musik“ zu einer schier unzertrennlichen Einheit verschmolzen. Es gibt fast keinen Großen im Reiche der Musik, den nicht irgendein Band mit dieser lebensfrohen Stadt verknüpft hätte. An ihrer Spitze steht das berühmte klassische Dreigestirn. Aber keiner unter allen Musikern ist so sehr volkstümlich geworden wie der „Walzerkönig“. Nicht nur die Liebe des Volkes ist ihm geschenkt worden – nein – auch die Größten aus dem Reiche ernster Kunst haben sich ihm stets gern und willig hingegeben. Künstler, die in ihrer ganzen Anschauung so gegensätzlich waren wie Brahms und Wagner, bewiesen in der Vorliebe zu seiner heiteren Muse die denkbar größte Einigkeit. In der Wahl seiner Operntexte hat er keine sehr glückliche Hand bewiesen. Und doch – was gäbe es auf diesem Gebiet, das man der Straußschen Operette gleich setzen könnte? Hier flutet eine herzbezwingende Melodie, ein alles überwindender Humor, deren befreiender Wirkung sich auch der größte Griesgram nicht entziehen kann. Welch eine Anmut, welche Leichtschwingtheit aber auch in seinen Tänzen! Alle Geister der Trübsal zu bannen, alle Sprüheufelchen bester Laune heraufbeschwören zu können – das hat nur einer vermocht – der, dessen Name in der Musikgeschichte auf einem ganz besonderen Blatt steht und dessen Zauberweisen allen Herzen immer unergötzlich bleiben werden: der große Lebensbejaher Johann Strauß!

C. H.

Lebenserneuerung. Zweite musikerzieherische Woche der Wandervogelgemeinschaft Siegen. Kürzlich fand die zweite Freusburger Singwoche statt unter Leitung des Herrn Prof. Müller (Köln) und Herrn Rektor Hahfeld (Paderborn). Ungefähr 40 Personen hatten sich eingefunden, um hier neue Anregungen zu holen und die gemeinschaftsbildende Kraft der Musik zu erleben. Und eben diese innewohnende Kraft war es, vor der sich kein verbildeter und verzerrter Mensch verschließen kann, die alle Teilnehmer zu einer großen Familie einte. Fast die Hälfte aller waren Lehrer, ferner Jungs und Mädels aus allen Berufsschichten, frei von jeglicher Parteipolitik und trennender Dogmatik. Alles war gekommen zur Arbeit, und diese gefallte sich

schier zur Unfassbarkeit für einen Aneingeweihten. Von 8 bis 12 1/2 Uhr und von 3 bis 7 Uhr, dazu fanden sich die Unentwegten nach dem Abendbrot noch im Rittersaal zusammen zum Singen. Erfreulich war die Zahl der Lehrer, denn nur durch die Schule ist ein neues musikalisches Zeitalter zu erstreben. Wir müssen erst wieder lernen, worin unsere Vorfahren so groß waren: das Singen und eine daraus wachsende Kompositionstechnik. Das Volk kann heute nicht mehr singen trotz aller Gesangsvereine und Wettstreite. In enger Verbindung steht damit die Hausmusik. Heute eine unbekannte Größe, die langsam wieder dem Leben zugeführt wird. Und ist es nicht bezeichnend, daß zur Zeit der Materialisierung und Mechanisierung der Musik eine musikalische Wiedergeburt in die Erscheinung tritt! Ein neues Leben, das ausgeht vom deutschen Volkslied aus seiner Blütezeit. Es ist ein Kunstwerk, vor dem wir heute bewundernd stehen, und wir sind nicht in der Lage, auch nur annähernd Ähnliches zu schaffen. Dieses deutsche Volkslied, in der Weltliteratur einzig dastehend, muß unbedingt wieder Allgemeingut des deutschen Volkes werden. Das Volk muß wieder Singen lernen, seine Lieder singen und nicht die Scheinblüten von Schlagern und Operettenmelodien. In seiner Gesamtheit muß sein: Sinn zur musikalischen Schönheit. Das ist Zweck und Ziel der Singwoche gewesen!

Und wie wird das Ziel erreicht? Wie schon oben gesagt, durch Arbeit. Die ersten Tage galten der rhythmischen Gymnastik, Stimmbildung und dergleichen unter Leitung des unermüdblichen Prof. Müller. Die rhythmische Gymnastik ist so unendlich wertvoll, denn gerade sie läßt eine musikalische Begabung fast unfehlbar erkennen. Was hier in den ersten vier Tagen geleistet wurde, muß jeden Unbefangenen in Erstaunen setzen.

Der Mittwoch brachte den Bewohnern des Dorfes im Rittersaal der Burg einen Liederabend. Ein- und mehrstimmige Gesänge von Schein, Schüh, Händel, Prätorius und Mozart kamen zu Gehör, von den Bewohnern, den braven Freusburgern und auch anderen dankbar aufgenommen. Zum Schluß kam aus ihren Reihen der Wunsch, doch noch einen Volksliederabend zu veranstalten, dem gerne nachgekommen wurde, zumal die letzten Tage dem deutschen Volksliede galten, das in Herrn Hahfeld einen warmen Befürworter findet. Seine Lieder Sammlung „Tandaradei“ sei unbedingt jedem empfohlen und sollte in keinem deutschen Hause fehlen.

Die Große Ausstellung des Jahres 1926. Im Jahre 1926 veranstaltet Düsseldorf eine Große Ausstellung für Gesundheitspflege, Soziale Fürsorge und Leibesübungen, für die der Name „Gesolei“, der aus den Anfangsbuchstaben der drei Hauptausstellungsgebiete sich zusammensetzt, gewählt ist. Diese Gebiete sind heute von weittragender Bedeutung, und hier sollen die großartigen Fortschritte aller Zweige in Wissenschaft, Technik und Industrie in großer Ausführlichkeit praktisch vorggeführt werden. Wegen ihres besonderen Gepräges findet die Ausstellung lebhafteste Anteilnahme der ganzen Welt, da hier im Mittelpunkt der Mensch steht mit dem hohen Stande seiner Gesundheitspflege, die getätigt und gestärkt wird durch sportliche Betätigung und durch die soziale Fürsorge. Ihr Rahmen ist derartig weit gestellt, daß in industrieller und gewerblicher Hinsicht fast unbegrenzte Möglichkeiten für die Beteiligung gegeben sind. Das Eigenartige dieses groß-

artigen Unternehmens wird sein, die wissenschaftliche Fachausstellung in enger Verbindung mit einer gediegenen Gewerbechau zu bringen.

Lebhaften Widerhall hat der Aufruf der Ausstellungsleitung in den beteiligten Kreisen gefunden. Maßgebende Firmen aus allen Branchen haben ihre Mitwirkung zugesagt. Vorzüglich die einschlägige Industrie ist hieran interessiert, wie z. B. — nur um kurz anzudeuten — die chemische, die elektrische und optische Industrie, die Wärme- und Kälteindustrie, die landwirtschaftliche, kosmetische, Wasch- und Konfektionsindustrie, wie auch die Schwerindustrie zur Herstellung von Maschinen für die Gewinnung, Verarbeitung und Konservierung menschlicher Nahrungsmittel und zur Herstellung von Einrichtungen, nicht zu vergessen die orthopädische Industrie, die Industrie für Wohnung und Siedlung, für Sportartikel usw. mehr.

Über die bisherigen Arbeiten, Voranmeldungen und Vermietungen herrscht große Befriedigung. Trotz der augenblicklichen wirtschaftlich ungünstigen Situation ist das Interesse für die Veranstaltung ständig im Wachsen begriffen. Auch die dem Ausstellungsthema ferner liegenden Industrien beteiligen sich immer mehr und mehr. Die Nachfrage nach Sonderpavillons ist so groß, daß die Ausstellungsleitung jetzt schon bereits Schwierigkeiten hat, um allen Anfragen nach dieser Richtung hin gerecht zu werden. So haben sich auch die Finanzen infolge der Platzvermietung sehr günstig gestaltet.

Die Gefolei wird eine große Ausdehnung erfahren und das Gebäude von der Brückenrampe bis zum Jachthafen einnehmen. Hinsichtlich des Raumes wie auch Aufbau, Form und Eigenart wird sie selbst die große Ausstellung von 1902 übertreffen. Alle Bauten bis zur Venloer Straße werden Dauerbauten und auf hochwasserfreiem Gelände massiv in einheitlicher Gesamtwirkung ausgeführt. Die Ausführung der Baupläne ist schon eifrig in Angriff genommen und schreitet rüstig fort. Die künstlerische Leitung liegt in den Händen des genialen Meisters Prof. Dr. h. c. Kreis. An der Brückenrampe wird sich das Planetarium mit einer Rheinausichtsterrasse erheben. Dieses ist mit seiner niedrigen Halbkugel in der Achse der Gesamtanlage der Ausstellungsbauten ein außerordentlich wirkungsvoller Punkt. Hinter dem Planetarium bleibt der Hofgarten zum Rhein hin offen. Der Kunstpalaß selbst wird eine Änderung erfahren und eine strengere Fassade erhalten. Ihm wird am Rhein in gleich breiter Front ein neues Ausstellungsgebäude vorgelagert, von dem aus Flügelbauten rückwärts bis fast zur Seite des Innengartens laufen. Die Flügel

begegnen sich mit den vorgezogenen Flügeln des alten Palastes. Dahinter erhebt sich in geschmackvoller Aufmachung das Rheinterrassenrestaurant. Die Gebäude alle, Planetarium, Kunstpalaß und auch das Rheinterrassenrestaurant werden nicht sehr hoch sein. In ihren Maßen sind sie gut gegeneinander abgestimmt, so daß sich wohl eine harmonische Linie in der Horizontale der Gesamtanlage ergeben mag. In diesem Zusammenhang sind auch städtebauliche Fragen gelöst: die Rheinfront erhält ihre architektonische Durchbildung.

Zahlreiche Kongresse und Tagungen werden im Ausstellungsjahr 1926 in Düsseldorf stattfinden, das neben einem großen Laienpublikum besonders die interessierte Fachwelt anziehen wird.

Von der Großen Ausstellung in Düsseldorf verspricht man sich eine ganz besondere Belebung der Wirtschaft. Die Großzügigkeit, mit der hier in Düsseldorf an die Gestaltung und Verwirklichung des Ausstellungsplanes herangegangen wird, steht erst recht in einer Zeit wirtschaftlicher Depression als ein leuchtendes Beispiel voran, weitsehenden Blick und hoffnungsfreudigen Zukunftssinn offenbarend.

„Der Mensch“ auf der Gefolei. Im Vordergrund des wissenschaftlichen wie auch populären Interesses steht die Ausstellung „Der durchsichtige Mensch“ des Dresdener Hygiene-Museums. Im Jahre 1906 gelang es dem Professor an der Leipziger Universität Dr. med. Werner Spalteholz nach vielen mühsamen Versuchen, das Gewebe des tierischen Organismus durchsichtig zu machen. Weitere Verfeinerungen und Vertiefungen der Methode steigerten das Spalteholz'sche Werk zu einem Triumph deutscher Wissenschaft. Nach dem Verfahren werden alle organischen Gewebe — Haut, Muskeln und Knochen — durch eine langwierige und komplizierte Behandlung mit in der Hauptsache das Gewebe entkalkenden und stark lichtbrechenden Substanzen durchsichtig gemacht, so daß es auf diese Weise erst möglich wird, die feinere histologische Struktur des Gewebes, den feinen Bau und Verlauf der Gefäße, vor allem der kleinen Kapillargefäße, zu erkennen. Eine umfassende Sammlung nach diesem Verfahren hergestellter Präparate vom menschlichen Embryo bis zum Gewebe des Erwachsenen — Haut, Muskulatur, Knochen, Nerven, Gehirn und innere Organe — werden in dieser großen wissenschaftlichen Schau des nächsten Jahres gezeigt werden.

Um diesen bedeutsamen Mittelpunkt des „durchsichtigen Menschen“ herum gruppiert sich die Ausstellung „Der Mensch“. Das Hygiene-



Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

Die Ausstellungsbauten vom Kunstpalaß bis zur Regierung

Museum zeigt hier in einer anatomisch-physiologischen Schau durch eine Fülle ausgezeichnete Präparate und instruktiver Modelle den Bau und die Funktion des menschlichen Organismus. Die Architektur des Knochengewebes, die Physiologie von Knochen, Gelenken und Muskulatur, die sich im Zentralnervensystem abspielenden Vorgänge, die Funktion der inneren Organe, alles wird hier in anschaulicher Weise dem Beschauer vor Augen geführt.

Das ungeheure Ausstellungsmaterial erhält eine wesentliche Bereicherung durch die in der eigenen Bilderei hergestellten Modelle. Wissenschaftler und Künstler haben sich hier vereinigt in der Aufgabe, Ausstellungsobjekte selbst aus den komplizierten Zweigen und tiefsten Gebieten der Wissenschaft dem Beschauer klar und instruktiv verständlich zu machen.

schweren Zeit des Krieges und der Besatzung von besonderer, grundlegender Wichtigkeit sind. Ein gesundes und starkes Volk soll wieder in einem gesunden und starken Deutschland leben, und Düsseldorf will vorgehen auf dem Weg der Tat. Jetzt endlich, da die Stadt frei ist von französischer Herrschaft, ist auch die einzige Möglichkeit ausgeschlossen, die der Ausstellung hemmend im Wege hätte stehen können: eine Verlängerung der Besatzung und die damit verbundenen unvorhergesehenen rigorosen Bestimmungen. Jetzt ist der Weg offen und die Durchführung des großzügigen Planes gesichert. Aber auch für Aussteller und Besucher der Gesolei ist der Weg frei. Keine Pappschwierigkeiten und andere von der fremden Besatzung herrührende Unbequemlichkeiten hindern nunmehr eine Reise nach dem freien Düsseldorf. So ist es jetzt Pflicht für jeden Deutschen, der nicht unter



Befreiungsfeier in Düsseldorf.

Jul. Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

Das Ziel der Bilderei ist, in bis jetzt nie gezeigter Form wissenschaftliche Genauigkeit und künstlerische Auffassung bei ihren Arbeiten zu vereinigen. So sehen wir neben hervorragenden künstlerischen, zeichnerischen und malerischen Darstellungen Plastiken, Trick- und Bewegungsmodelle, Panoramen, Dioramen, die zum großen Teil mit Lichteffekten ausgestattet sind, entstehen, die wesentlich dazu beitragen, das schwierige, weitverzweigte Gebiet der Wissenschaft dem Beschauer zu vermitteln.

Die Gesolei im freien Düsseldorf. Düsseldorf ist frei! Die Glocken kündeten mit ehernem Klang den ersten Tag der Freiheit. Keine französischen Uniformen beunruhigen mehr das Straßenbild, keine französischen Autos rasen mit lebensgefährdender Eile über die großen Plätze, die französischen Posten und Inschriften verschwinden, man merkt es aus allem: Düsseldorf ist frei!

Jetzt gilt es, alle Schäden wieder gutzumachen, die die lange Zeit des fremden Jochs der Stadt geschlagen, die verpassten Gelegenheiten wieder einzuholen. Handel und Wandel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sollen wieder eine Freistadt haben in dem freien Düsseldorf.

Aus diesen Erwägungen heraus entsteht die Große Ausstellung in Düsseldorf von 1926, deren Hauptabteilungen „Gesundheitspflege“, „Soziale Fürsorge“ und „Leibesübungen“ gerade jetzt nach der folgen-

fremdem Joch gelitten hat, durch jede nur denkbare Unterstützung und durch zahlreichen Besuch der Großen Ausstellung zu beweisen, daß das Vaterland bereit ist, Düsseldorf helfend zur Seite zu stehen, als Dank und Anerkennung für das opfermütige, tapfere Verhalten und das stille Duldbertum seiner Bürger.

Düsseldorf als Kongressstadt. Auf der Hauptversammlung des Rheinisch-Westfälischen Städtgewerbeverbandes in Dortmund ist beschlossen worden, als nächstjährigen Tagungsort Düsseldorf, anlässlich der Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen, zu wählen.

Das „Deutsche Kartell für Hundewesen“, Stuttgart, hat auf seiner letzten Hauptversammlung in Würzburg am 8. August beschlossen, den nächstjährigen Kongress in Düsseldorf abzuhalten.

Es soll damit eine zweitägige, große internationale Hundeaussstellung im Rahmen der „Gesolei“ verbunden werden, wo der Wert des Gebrauchshundes für den Menschen besonders gezeigt wird, z. B. der „Führerhund“ für Kriegsblinde, der „Jagdhund“ für Ernährung, der „Polizeihund“ im Dienste der Gerichtspflege, der „Schutz- und Hofhund“ usw.

Mit den Vorarbeiten der Hundeaussstellung ist der „Verein Hundesport“ Düsseldorf, beauftragt worden.

Neue Kongresse und Tagungen auf der „Großen Ausstellung Düsseldorf 1926“. Wie wir hören, werden noch folgende neue Verbände und Vereinigungen ihre Tagungen anlässlich der „Großen Ausstellung 1926“ in Düsseldorf abhalten: Zentralverband Deutscher Schuhmacher-Rohstoff-Genossenschaften; Edelftahl-Verband; Reichsverband freier deutscher Unterrichts- und Erziehungsanstalten, Gnad an b. Magdeburg; Deutschnationale Krankenkasse, Hamburg; Verband der Seidenfärbereien, Crefeld; Internationaler Variététheaterdirektoren-Verband, Berlin NW 6; Stahlräder-Vereinigung; Rhein.-Westf. Zimmermeister-Verband; Beton- und Tiefbau-Wirtschaftsverband, Berlin W 30; Verband Deutscher Senua-Cordweber, Crefeld; Deutsche Drahtwalzwerke, A.-G.; Verband des Rhein.-Westf. Zinkblechhandels.

Technisch-wissenschaftliche Vorträge. Der Verein der Industriellen von Düsseldorf und Umgebung veranstaltet in Gemeinschaft mit den technisch-wissenschaftlichen Verbänden Düsseldorfs im kommenden Wintersemester Vortragsreihen, die sich die Fortbildung der in der Praxis stehenden Ingenieure, Techniker und Betriebsbeamten zum Ziel setzen. Diese Vorträge sind früher, zuletzt im Wintersemester

1922/23, in ähnlichem Rahmen vom Rheinisch-Westfälischen Verband für technisch-wissenschaftliche Vorträge abgehalten worden und sind als Fortsetzung der Arbeiten dieses Vereins gedacht. Der reichhaltige Vorlesungsplan ist bereits fertiggestellt und wird in Kürze der Öffentlichkeit bekanntgegeben.

Befreiungsfeier in Düsseldorf. Am Sonntag, den 30. August, fand auf dem Marktplatz vor dem alten Rathaus eine große Freudentünderung über den Abzug der Franzosen statt. Ein Orchester marsch „Friedericus Rex“ leitete die Feier ein, dem die machtvoll vortragenden Gesänge „Abendfrieden am Rhein“ und das mit stürmischer Begeisterung aufgenommene „Niederländische Dankgebet“ folgten. An dessen letzte Worte: „O Herr, mach uns frei!“ knüpfte die kernige Ansprache des Oberbürgermeisters an, wonach das gemeinschaftlich von tausenden Menschen gefungene Deutschland die durch keinen Mißklang gestörte Feier beschloß. Erwähnt muß noch werden die ganz hervorragend schöne Ausschmückung des Marktplatzes und des Denkmals des Kurfürsten Johann Wilhelm.

Die Düsseldorfer Gießereifach-Ausstellung

vom 22. August bis 9. September 1925

Von Oberingenieur Langenohl, Gelsenkirchen

Die führende englische Gießereizeitschrift „The Foundry Trade Journal“ beginnt ihren Bericht mit den Worten:

„Diese Ausstellung ist zweifellos die größte und beste Gießereifach-Ausstellung, die jemals in Europa gezeigt worden ist. Die wissenschaftliche Ausstellung, welche in der Mittelhalle der Ausstellung untergebracht ist, machte den stärksten Eindruck auf die britischen Besucher, die in der vergangenen Woche in der Ausstellung weilten“, usw.

Diese Worte ernster englischer Fachleute kann man nur unterstreichen, auch wenn man weit davon entfernt ist, grundsätzlich ausländische Kritik als Maßstab für deutsches Können gelten zu lassen. Tatsächlich hat der Verein Deutscher Eisengießereien mit dieser Ausstellung etwas ganz Besonderes geschaffen. In dem wissenschaftlichen Teil der Ausstellung wurde in 16 Abteilungen der Fachwelt in ausführlicher Weise die Entwicklung und der derzeitige Stand wichtiger Gießereifachgebiete gezeigt. Die jeweilige Eigenart des zu behandelnden Gebietes ergab von selbst eine Unterteilung in 5 Hauptgruppen:

1. Vorbereitungsarbeiten und Organisation,
2. Anlage von Gießereien,
3. Formgebungsarbeiten,
4. Metallurgie in der Gießerei,
5. Prüfung und Veredelung von Gußeisen.

Im einzelnen kann dazu folgendes bemerkt werden:

Die Gruppe 1 umfaßte die schon wiederholt gezeigte Ausstellung zur Ausbildung des Gießerei-Nachwuchses, die der Verein Deutscher Eisengießereien gemeinsam mit dem Deutschen Ausschuss für technisches Schulwesen (Datsch) durchgeführt und bedeutend erweitert hat. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß besonders auf diesem Gebiet ein systematisches Arbeiten notwendig ist. Insbesondere ist die psychotechnische Abteilung für die Eignungsprüfung von Lehrlingen und Arbeitern ausgebaut. Das nah verwandte Gebiet für wissenschaftliche Betriebsführung ist ebenfalls eingehend behandelt. Die wichtige Frage der sachgemäßen Konstruktion von Gußstücken ist ebenfalls ein gutes Stück weiter gediehen.

Die nächste Gruppe „Anlage von Gießereien“ zeigte zunächst eine außerordentlich wertvolle Sammlung der Pläne einer großen Anzahl von verschiedenartigen Gießereien. Transportwesen und Fließarbeit wurden ebenfalls gemäß ihrer Wichtigkeit für die Entwicklung der

Gießereibetriebe eingehend behandelt. Um letztere zu zeigen, führte die Ausstellungsleitung sogar eine Gießerei in Betrieb vor. Der Ruppelofen ist in vorbildlicher Weise mit allen Einrichtungen zur Überwachung der Temperaturen, der Windzufuhr und des Ofenganges ausgerüstet. Die Gruppe „Formgebungsarbeiten“ umfaßt das Gebiet der Formsandprüfung und Aufbereitung. Neuzzeitliche Formsandprüfmethode wurden vorgeführt. Formereihilfsstoffe aller Art, wie Kernbinder, Melasse u. dgl. wurden gezeigt und geprüft. In der Abteilung Formgebungsarbeiten wurde zunächst die Formerei in den Arbeitsweisen der verschiedenen Formmaschinenysteme untersucht. Die Unter-



Abb. 1

Photo Wilbrand, Düsseldorf, Wilhelm-Mary-Haus

abteilung Formtrocknung zeigt eine eingehende Darstellung der einzelnen Systeme der Trockendöfen.

Die Gruppe 4 „Metallurgie in der Gießerei“ zeigte eine umfangreiche Sammlung von Zeichnungen über die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Schmelzdöfen, die theoretischen Vorgänge beim Schmelzprozeß und die praktische Ausführung der Ofenkonstruktionen, letztere durch Modelle besonders dargestellt. Weiter vermittelte eine Anzahl einfacher Modelle und Darstellungen auch dem Laien das Verständnis für die Sattierung und die Veränderung des Schmelzgutes in Ruppel- und Flammöfen. Anschließend folgte die Unterabteilung über die Verwertung der Abfallstoffe, die zeigte, in welcher Weise Material und damit Geld aus Abfällen aller Art zurückgewonnen werden kann.

Die letzte Gruppe „Prüfung und Veredelung von Gußeisen“ brachte beides in engem Zusammenhang. Die vollständigen Ergebnisse der Untersuchung über die Treffsicherheit in der Erreichung bestimmter Festigkeitseigenschaften wurden vorgeführt. Die Erzeugnisse der verschiedensten Verfahren zur Erzeugung von Qualitätsgußeisen waren ausgestellt.

Das alles gab uns einen kurzen Überblick über die wissenschaftliche

Ausstellung. Jedenfalls war es staunenswert zu sehen, mit welchem Fleiß und in welcher Fülle die Unterlagen zusammengetragen waren. Und anschließend an diese wissenschaftliche Abteilung hatten führende Firmen der Hersteller von Maschinen, Werkzeugen, Materialien u. dgl. für Gießereizwecke ihre Erzeugnisse ausgestellt. Man sieht hier moderne Formeinrichtungen, Sandaufbereitungen, Transporteinrichtungen, Gießereihilfsmaschinen und Gießereibedarfsartikel in jeder Art und in vielfacher Form. Auch hier war mit Genugtuung ein Fortschritt in mancher Richtung festzustellen.

Auch unser Konzern war durch die Beteiligung der G. B.-A.-G. Abt. Schalte und der Dtsch.-Lux. B.-u. H.-A.-G. Abt. Friedrich-Wilhelms-Hütte in diesem Rahmen mit Ausstellung ihrer Erzeugnisse vertreten. Die Abt. Schalte zeigte in ihrer Koje (Abb. 1) Hartguß verschiedener Art, geschweißte Rohrformstücke, Korrosionsproben sowie Gasbrenner zum Trocknen von Gießformen, ferner zwei Abflußrohre, die nach dem Schleuderverfahren hergestellt waren. Gleich neben der Koje sah man auf dem Freigelände nach dem Schleuderverfahren hergestellte Druckrohre von 100 und 300 mm l. W., die mit ihrer gleichmäßigen Wandstärke und ihrem glatten Aussehen das Interesse der Fachwelt erregten (Abb. 2), waren es doch die ersten Rohre dieser Art, die auf dem europäischen Kontinent hergestellt sind. Das Verfahren

ist ohne Frage berufen, eine Umwälzung auf dem Gebiet der Herstellung gußeiserner Rohre hervorzurufen. Die Friedrich-Wilhelms-Hütte stellte auf ihrem Stand verschiedene Roheisensorten aus, vor allem die bekannte Spezialmarke „Silbereisen“ (Abb. 3), das von den Gießereien wegen seines niedrigen C-Gehaltes, seines geringen Gehaltes an P und S als Zusatz Eisen für hochwertigen Guß gern verwandt wird. Neben Gußstücken, die mit Silbereisenzusatz hergestellt sind, sah man noch sauber gegossene Temper- und Stahlgußteile.

In der wissenschaftlichen Abteilung zeigte die Firma Siemens-Schudertwerke in der Abteilung Lehrlingswesen eine Zusammenstellung feinmechanischer Arbeiten, die von Lehrlingen ausgeführt waren (Abb. 4). Auffallend war die Beteiligung der Abteilung Schalte mit ihren bedeutenden Gießereinteressen in vielen Fächern der wissenschaftlichen Ausstellung. In der Gruppe „Schweißen von Gußstücken“ sah man die mit Bronze geschweißten gußeisernen Rohre und Formstücke. In der Abteilung „Veredlung von Gußeisen“ wurden

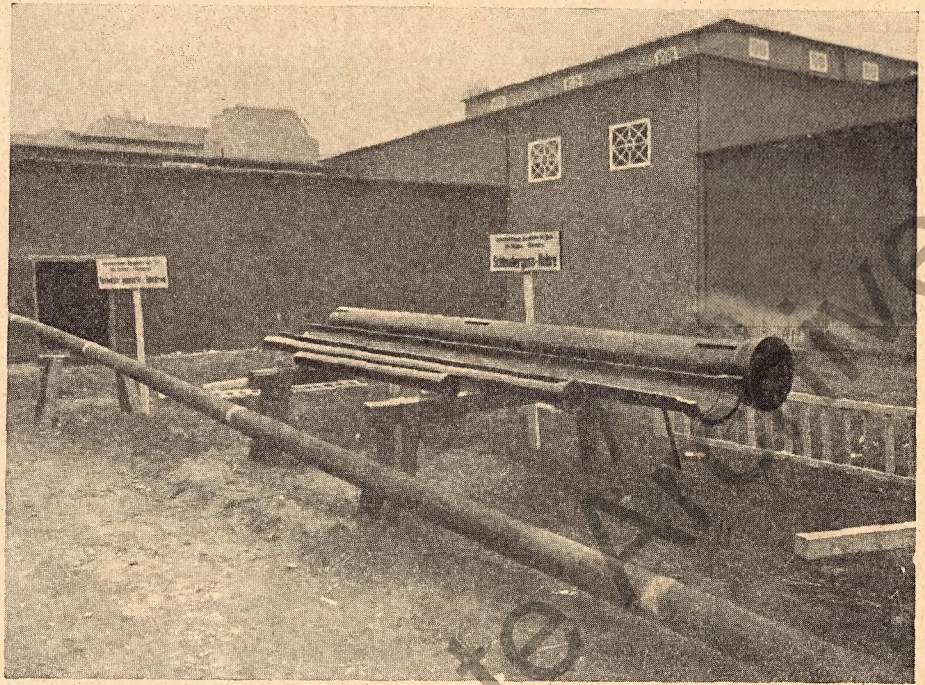


Abb. 2 Photo Wilbrand, Düsseldorf, Wilhelm-Mary-Gaus

Schliffe, Festigkeitsdiagramme und Probestücke geschleudelter Rohre gezeigt. In der „Formtrocknung“ sah man die bereits erwähnten Gasbrenner. Im „Lehrlingsausbildungswesen“ zeigte das Werk von Lehrlingen hergestellte Gußstücke, und Aufnahmen sportlicher Natur gaben ein Bild von dem gesunden, frischen Geist, der in den Jungen steckt (Abb. 5). In der Abteilung „Abfallverwertung“ wird in übersichtlicher Form die Verwertung von Restmaterial durch Verwendung restlicher, invalider Arbeitskraft, wie es die Abteilung Schalte seit langem in ihrem Alters- und Invalidenwerk G. m. b. H. durchführt (Abb. 6), durch Materialproben und bildliche Darstellung vorgeführt.

Der Gedanke der Ausstellungsleitung, diese wertvolle Gesamtausstellung im Film festzuhalten, ist durchaus zu begrüßen. Und so wollen auch wir hoffen, daß das, was in der Ausstellung gezeigt wurde, Anregung gibt zu weiterem fortschrittlichen Arbeiten auf dem Gebiet des Gießereiwesens und sich auswirkt zum Wohle der deutschen Industrie und somit des ganzen deutschen Vaterlandes.



Abb. 3

Photo Wilbrand, Düsseldorf, Wilhelm-Mary-Gaus

Dortmund. Vom 8. bis 31. August fand hier die große Westfälisch-Lippische Handwerks- und Gewerbechau statt. Bitterernst ist das Antlitz des Lebens, und doch blühen die Blumen, rauschen die Bäume und singen die Vögel. Allein es friert die Menschen nach der Sonne der Friedenswohlfahrt. Dessenungeachtet rasten ihr erfinderischer Sinn und ihre schaffende Hand nicht. Was nicht mehr herzustellen ist wie in üppiger Vergangenheit, hat seinen Ersatz gefunden. Aber die Dinge tragen heute ein anderes Gesicht als vor etwa zehn Jahren. So gleißend auch immer noch der Luxus prunkt, die allgemeine Verarmung läßt sich dem Kennerauge nicht verbergen. Wer mit Stolz und Bewunderung den Aufschwung aller Kleinkünfte miterlebte, zittert vor neuen Verwüstungen durch den Rückgang unserer vaterländischen Verhältnisse. Wer jedoch auf allen Seiten nach Entwicklungen Anschauung hält, kann der deutschen Arbeitsenergie und -fähigkeit wohl ein Wiederaufleben prophezeien, und wir dürfen den kommenden Dingen um so ruhiger entgegensehen, als ein Fixstern am düsteren Horizont leuchtend blieb: der Begriff Qualität. Mit aller Gründlichkeit haben wir unsere Umwelt umzugestaltet begonnen, nicht nur im wesentlichsten, dem Hausbau, den Möbeln, nein, auch in all den Kleindingen, die uns schmücken sollen. Unser Ästhetizismus ist zur Ethik geworden. Des' zum Beweise diente die große

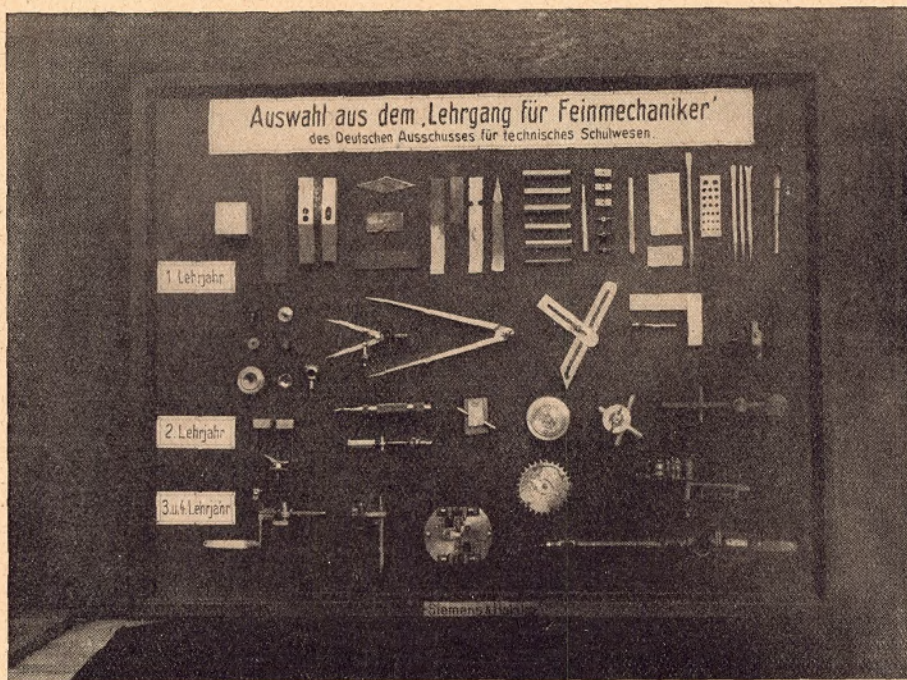


Photo Wilbrand, Düsseldorf, Wilhelm-Mary-Haus

Abb. 4 (Zum Aufsatz auf Seite 367 und 368)

Dortmunder Handwerks- und Gewerbeschau, die in ihrer Ganzheit wirkte wie eine Dichtung großen Stils mit unfehlbarer Treffsicherheit für das Menschliche. Mit praktischer Genialität wurde der Stoff gepackt und restlos bewältigt. Es war keine Jahrmarktsmesse der Eitelkeiten und Wichtigkeiten, sondern der Ausfluß eines hochernsten, zielbewußten Schaffens und Ringens. Führergeist und Führerwille leuchteten überall hervor. Sie unterschied sich von den üblichen Kunst- und Gewerbeausstellungen — die stets einen mehr oder weniger internationalen Anstrich haben — dadurch, daß sie absolut völkisch-heimatliche Zweck- und Bedarfskunst pflegte, die immer und überall der Ährner echter Volkstunst war und ist. Die Schau selbst schlug in ihrer Zielstrebigkeit gewissermaßen eine Brücke zwischen der mittelalterlich hochentwickelten Handwerker- und Gewerbestunst und der mehr und mehr maschinell eingestellten unserer Tage, also zu derjenigen unseres Zeitalters. Denn Zeit und Mode weisen auch dem Handwerk und Gewerbe gebieterisch die Richtung. Vor allem aber galt die ganze Veranstaltung der Sammlung und Festigung von Handwerk und Gewerbe auf vaterländischer Grundlage. Die strenge Geschlossenheit des mittelalterlichen Zunftwesens warf dabei ihren Schimmer über diese Bestrebungen, jener Zünfte, die ihren vaterländischen Belangen nicht nur mit fleißiger Arbeit, sondern nicht zuletzt auch „mit Herz und Hand fürs Vaterland“ dienten. Alle Versammlungen und gefaßten Entschlüsse gipfelten daher in einem Kreuzzug zum Mutter Germania und dem festen und ernst ausgesprochenen Willen, in Gemeinschaft mit Handel, Industrie und Landwirtschaft als dienendes und opferbereites Glied eines Ganzen dem Wiederaufbau und damit der Erstarkung unseres darniederliegenden Vaterlandes zu wirken und zu streben. Das Unternehmen erhielt dadurch den Charakter eines echt deutschen vaterländischen Festes, an dem sowohl die Behörden — vom Minister bis zum einfachen Schutz- und Wachtmann herab — wie das gesamte Volk in allen seinen Schichten den lebhaftesten Anteil nahm. Zu bemängeln wäre allerdings, daß der Vergnügungspark einen viel zu anmaßenden Raum einnahm, so daß die Ausstellung als solche zeitweise in den Hintergrund gerückt schien.

Fritz Reuter.

Die U. d. S. S. R. auf der 11. Deutschen Ostmesse. In dem amtlichen Handelsbulletin der russischen Handelsvertretung in Berlin wird eingehend über die 11. Deutsche Ostmesse be-

richtet. Darin heißt es u. a.: Die Deutsche Ostmesse hat sich sowohl in bezug auf die Anzahl der Aussteller, wie in bezug auf die Leistungsfähigkeit der ausstellenden deutschen Firmen stark entwickelt. In Königsberg selbst sind viele große Gebäude entstanden und der Bau von Elevatoren sowie des Freihafens sind fertiggestellt. In Berücksichtigung dieses wirtschaftlichen Aufschwunges Königsbergs sowie seiner historischen Bedeutung als Mittelpunkt der russischen Ausfuhr und in Anbetracht der Notwendigkeit für die sich entwickelte Ausfuhr Rußlands Stützpunkte zu schaffen, hat die U. d. S. S. R. den Zeitpunkt für eine abermalige Teilnahme an der Königsberger Messe für geeignet erachtet. Nach einer Schilderung der russischen Ausstellung und dem Hinweis darauf, daß in Königsberg zahlreiche Vertreter der russischen Staats- und Wirtschaftsorganisationen anwesend waren, um die Messe zu studieren, wird über den Erfolg der russischen Ausstellung berichtet.

Am meisten fanden bei den Besuchern die Abteilungen für Faserstoffe, Holz, Getreide und tierische Produkte Beachtung. Großes Interesse wurde der Abteilung für Volkswirtschaft, Kunst und den Exponaten des Staatsverlages entgegengebracht. Von den Faserstoffen war Hanf am meisten gefragt, ferner Heide für Polsterung. Interesse lag auch für die niederen Flachsorten vor. Seitens der Käufer wurde die Frage der Eröffnung beständiger Lager angeregt. Bei dieser Gelegenheit kann man feststellen, daß die städtischen Lagerräume für Flach musterbefähigt sind. Der Holzhandel interessierte sich hauptsächlich für Kiefernrundholz, für Erlen-Sperrholz (wofür entsprechende Preise geboten wurden), für Stuhlsitze, für Eichen-Dauben und Holz für Tischlerarbeiten, für Eichenholz zur Streichholzfabrikation und für Papierholz. Für die ausgestellten teuren kaukasischen Holzarten hatte der örtliche Markt kein Interesse.

Wie vorauszu sehen war, bestand in der Abteilung für Getreide und Futtermittel Nachfrage ausschließlich nach Hülsenfrüchten und Ölsamen. Außerdem wurden Verhandlungen angeknüpft über hochwertige Sorten Braugerste und Kleie. Unter den tierischen Rohstoffen fanden alle Sorten unbearbeiteten Leders, Zuchtleber, Daunen, Federn und Därme lebhaftes Interesse. Auch in bezug auf diese Ware wurde die Frage der Errichtung von Lagern in Königsberg angeregt. Nachfrage bestand auch nach Terpentin und anderen Leberprodukten. Gefragt wurden ferner Konserven. In dieser Branche



Photo Wilbrand, Düsseldorf, Wilhelm-Mary-Haus

Abb. 5 (Zum Aufsatz auf Seite 367 und 368)

gelang es einige Abschlüsse zu tätigen. Zigaretten kommen wegen des hohen Zolles für die Einfuhr gar nicht in Frage.

Die Ausstellungsgegenstände der Abteilung für Heimarbeit, die am letzten Messetage für den Einzelverkauf freigegeben wurden, fanden fast völligen Absatz. Es besteht der Plan, in Königsberg eine ständige Verkaufsstelle für den Einzelhandel zu eröffnen. Außerdem zeigte sich Interesse für Gummischuhe.

Im Anschluß an diesen amtlichen russischen Bericht sei darauf hingewiesen, daß die russischen Eintäufer besonders starkes Interesse für den Landmaschinenmarkt, für Mittel zur Schädlingsbekämpfung sowie für ostpreussische Saaten und ostpreussische Zuchttiere (Pferde) zeigten. In Landmaschinen wurden u. a. erfolgversprechende Verhandlungen über umfangreiche Abschlüsse in Forten, Pflügen, Häckselmaschinen und Molkereieinrichtungen angeschlossen.

Der Maler Karl Spikweg starb am 23. Sept. 1885 in München, woselbst er am 5. Febr. 1808 geboren war. Die lebenswürdigen und humorvollen Darstellungen aus der Kleinstadt, die ihm wie kaum einem andern gelungen sind, rufen das Entzücken jedes Beschauers hervor. Er war auch ein ausgezeichnete Landschaftler.



Photo Wilbrand, Düsseldorf, Wilhelm-Marg-Haus

Abb. 6 (Zum Aufsatz auf Seite 367 und 368)

Martin Behaim war 1459 in der Handelsstadt Nürnberg geboren und stammte aus der angesehenen Patrizierfamilie der Schwarzbach. Er erhielt eine gute Erziehung, und gleich den anderen jungen Leuten aus vornehmer Familie widmete er sich dem Handel und lernte auf Reisen nach den Niederlanden Welt und Menschen kennen. In Antwerpen und Venedig hatte ihn beim Anblick der buntbewimpelten Schiffe das Gefühl der Großartigkeit ergriffen, das in weiten Seefahrten liegt, und den Entschluß in ihm reifen lassen, hinauszusteuern in die unbekannte Welt. Er entschloß sich zum Besuch der Azoren, wohin damals eine starke Auswanderung aus Flandern sich richtete. Hier knüpfte er enge Beziehungen mit den angesehensten Familien an und heiratete die Tochter des Hobst von Hürter, des Statthalters von Fayal. Inzwischen aber hatte er sich in Lissabon, damals der Mittelpunkt der Entwicklung der neuen Welt, eine bedeutende Wirksamkeit und großes Ansehen zu verschaffen gewußt. In dem Kreise hervorragender Mathematiker und Astronomen, die sich hier von überallher zusammenfanden, um die Entdeckungen der portugiesischen Seefahrer wissenschaftlich auszubeuten und durch Berechnungen und Vermutungen neue zu veranlassen, fand Behaim beste Aufnahme, weil er sich seines früheren Umgangs mit dem größten damaligen Astronomen, Johannes Müller aus Königsberg in Franken, der später als Kardinal nach Rom berufen wurde, rühmen konnte. Die astronomischen Kenntnisse des jungen deutschen Gelehrten machten den König Johann auf ihn aufmerksam, der ihn als Mitglied in die wissenschaftliche Kommission berief, die sich mit der Ausrechnung von Tafeln der Sonnenhöhe zur Benutzung auch jenseits des Äquators beschäftigte. Denn die Sonnenhöhe war bei der mangelnden Kenntnis des südlichen Sternenhimmels das einzige Mittel zur Berechnung der geographischen Breite, sobald dem Seefahrer der Polarstern, nach dessen Höhe damals

allgemein gemessen wurde, nach Überschreitung des Äquators aus den Augen kam. Behaim verbesserte nun zum Gebrauch für die Seefahrer ein Instrument, das bisher nur auf dem Lande verwandt worden war und die Breite aus der Kulminationshöhe der wichtigsten Gestirne bestimmte. Durch diese wichtige Arbeit kam Behaim in engste Berührung mit dem König, dessen Vertrauen der gewandte und gebildete Deutsche in so hohem Maße gewann, daß er ihn mehrfach als Unterhändler in schwierigen Privatgeschäften verwandte. Im Jahre 1484 machte er, getrieben von dem Wunsche, die Wunder Afrikas kennenzulernen, mit dem Seefahrer Cão die Reise in die afrikanischen Gewässer als Kosmograph mit, wobei er die Brauchbarkeit seines Instrumentes erprobte. Zu den Teilnehmern an diesen Fahrten gehörte auch der seetüchtige Genueser Christoph Columbus, dessen Sinn darauf stand, das gelobte Land Indien in westlicher Richtung zu erreichen. Auf diesen Gedanken ist er wahrscheinlich durch Behaim gebracht worden, jedenfalls hat dieser ihn aber in der Zuversicht an die Ausführbarkeit dieses Gedankens bestärkt.

Als unser Landsmann, von Heimweh ergriffen, sich zur weiten Reise nach Nürnberg entschloß, wo er im väterlichen Hause fast zwei Jahre, 1491 bis 1492, verbrachte, wurde er von der ganzen Stadt angestaunt, und er entschloß sich, seinen berühmten „Erdapfel“, den ersten Globus der Welt, zu verfertigen. Die hölzerne, mit Pergament überzogene Kugel von etwa 41 cm Durchmesser befindet sich noch im Besitz der Familie Behaim in Nürnberg und ist besonders merkwürdig, weil sie, im Jahre 1492 verfertigt, ein treues Bild der geographischen Meinungen darbietet, in die noch in demselben Jahr die Entdeckung der neuen Welt einen so gewaltigen Umschwung bringen sollte. Wenn diese Kugel, bei deren Darstellung sich unschwer die Reiseberichte des Venetianers Marco Polo erkennen lassen, auch, wie es nicht anders möglich ist, eine Fülle von unrichtigen, ja phantastischen Angaben enthält, so ist sie dennoch ein Werk von einzig dastehender Bedeutung.

Behaim hat zwar selbst keine Entdeckungen gemacht, aber er hat durch seine Arbeiten und Forschungen ganz erheblich das Gelingen der damaligen weltbewegenden Entdeckungen beeinflusst. Sein ganzes Leben ist eins von den vielen tausend Beispielen dafür, daß deutsche Kenntnis, Wissenschaft und Gründlichkeit die Dinge ergründen und erforschen, indes alsdann andere Völker behende und gewandt den Nutzen daraus ziehen.

v. W.

Verfälschung im Verkehrsweisen. Vielfach ist in letzter Zeit in der Tagespresse und in Fachkreisen von den Vor- und Nachteilen

des Kraftwagens für den Verkehr und besonders über die Möglichkeit einer Ergänzung des Eisenbahnbetriebes durch den Kraftwagen gesprochen worden. Der Verfälschung im Verkehrsweisen muß ganz entschieden zu Leibe gegangen werden. Es ist nicht zu verkennen, daß für den Nahverkehrsverkehr der Kraftwagen unbedingt höhere Wirtschaftlichkeit aufweist und auch als Zubringer für die Eisenbahn sich großer Beliebtheit erfreut. Handelt es sich ferner darum, einen gelegentlichen Frachtverkehr zwischen zwei Stationen einzurichten, zwischen denen eine direkte Bahnverbindung nicht besteht, so werden die Wirtschaftlichkeitsberechnungen häufig die Wahl des Kraftwagens als Beförderungsmittel bevorzugen lassen. Durch diese Verhältnisse ist der Kraftwagen für die Eisenbahn ein nicht zu unterschätzender Konkurrent geworden.

Der Verein deutscher Ingenieure, der vom 21. bis 26. September d. J. in Düsseldorf und Köln eine Güterumschlag-Verkehrswoche abhielt, die sich im Gegensatz zu der Eisenbahnwoche des Vorjahres nicht mit den Verkehrsmitteln selbst, sondern mit den für die Wettbewerbsfähigkeit der Industrie wichtigen Problemen des neuzeitlichen Güterumschlagverkehrs, seines neuesten Standes und seiner Weiterentwicklung unter besonderer Hervorhebung der Wirtschaftlichkeit und des Wirkungsgrades befaßte, hatte hierzu 50 hervorragende Fachleute als Vortragende gewonnen. Der Frage des Kraftwagenverkehrs wurden auf dieser Tagung besondere Vorträge gewidmet; so sprach u. a. Regierungsrat Spannuth, Braunschweig, über die Aufgaben der öffentlichen Kraftverkehrs-Gesellschaften, ebenso Ober-Regierungsrat Dr. Teubner, Berlin, über den Eisenbahnkraftwagenverkehr. Auch die Anforderungen, die von den Kraftwagenbenutzern an den Kraftwagenbau und -betrieb für den Güterumschlag gestellt werden, spielten in einer ganzen Reihe von Berichten eine große Rolle. Die Tagung

verfolgte den Zweck, den Wirkungsgrad im Güterumschlag, namentlich mit den schon vorhandenen Anlagen mit allen Mitteln zu steigern. Dazu werden sich alle beteiligten Kreise durch ihre führenden Männer äußern. Besonders wichtig waren die Vorträge auch für die Kommunalwirtschaft.

Unser Titelbild ist die Nachbildung einer Bronzeplakette von der Hand des Düsseldorfer Bildhauers Hermann Nolte, die von der Bürgerschaft Rettwigs gestiftet ist und demnächst am Sockel des Kaiserdenkmals auf dem Markt angebracht werden soll. Die Düsseldorfer Bronze-gießerei A.-G. hat den Guß hergestellt. Rudolf Herzog in Rheinbreitbach am Rhein hat dazu den Vers verfaßt:

Zum Nie-Vergessen
Daß Frankreich vermessen
Trotz Friedensgeläut das Recht zerbog,
Mit Heeresmacht Rhein und Ruhr überzog —
Zum Nie-Vergessen.

Der Stadt Rettwig zum Heimatfest gewidmet.

Unsere zweite Kunstbeilage stellt „Die betrübten Lohgerber“ dar nach dem Gemälde des bekannten Düsseldorfer Malers Adolf Schrödter, des „Meisters mit dem Pfropfenzieher“. In der Düsseldorfer Malerei hatte im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts das sogenannte

Nazarenertum, eine weiche, akademische, gefühlsduffelige Richtung, überhand genommen, die damals unbegreifliche Erfolge erzielte. Ein kennzeichnendes Werk dieser verfehlten Richtung ist das Gemälde Bendemanns in der Düsseldorfer Kunsthalle „Die trauernden Juden im Exil“. Gegen diesen alles Leben ertötenden Geist wandte sich eine Gruppe lebensfroher Düsseldorfer Maler, wie Hasenklever, Achenbach, Rels, Schrödter und andere, die frisch in das volle Menschenleben hineingriffen und Werke von unvergänglichem Wert geschaffen haben. So entstanden als bewußtes Gegenstück zu den trauernden Juden „Die betrübten Lohgerber“, die ihre Felle fortzuschwimmen sahen, um 1832, heute eine Zierde der städtischen Galerie Frankfurt a. M. Aus dem gleichen Geist entstand um 1837 das köstliche Aquarell von Andreas Achenbach „Die Kunstkenner“, im Besitz des Herrn Paul Gerhardt in Düsseldorf. Eine große Photographie unseres Titelbildes von Hofphotograph Jul. Sohn wurde von der Stadt Rettwig dem Reichspräsidenten von Hindenburg übersandt.

Aus Anlaß der Befreiung des Ruhrgebietes von den Besatzungstruppen hat der bekannte Berliner Bildhauer Eberhard Ende eine Plakette geschaffen. Sie zeigt eine Männergestalt, die mit dem Hammer der Arbeit in der Hand durch Bajonette und Schwerter ruhig in die Zukunft schaut. Die Plakette ist vom Werk Lauchhammer (Prov. Sachsen) in Eisen gegossen und von diesem zu beziehen.



Die Kunstkenner

Nach einem Aquarell von Andreas Achenbach

Luther selbst über seine Sprache

(F. Kluge. Von Luther bis Lessing. Leipzig 1918)

Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte drum fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen. So verstehen sie es denn und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir Buchstaben vorlegen und also dolmetschen: „Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund“. Sage mir, ist das Deutsch geredet? Luther schreibt in echtem Deutsch: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“. Luther schreibt auch: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Der heutige Deutsche, dem jegliches Sprachgefühl abhanden gekommen ist, schreibt: „Was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewinnen würde und würde doch Schaden an seiner Seele nehmen.“ Es ist unter aller Würde, was man heute alles hören und lesen muß.

Technische Gedenktage für Oktober

1. 10. 1883. Karl Bing gründete in Mannheim die Firma Bing & Co., Rhein. Gasmotorenfabrik.
1. 10. 1903. Der Ferndrucker wird bei der Reichspost in Berlin eingeführt.
2. 10. 1817. Probefahrt des ersten Dampfschiffes auf den Berliner Gewässern.
2. 10. 1895. Der Ingenieur Eugen Langen stirbt in Köln. Er war der Erfinder der nach ihm benannten Hochofengicht (1861), der elektrischen Schwebebahn und der Miterfinder des Gasmotors.
3. 10. 1785. Erster Aufstieg eines Menschen in Deutschland im Ballon zu Frankfurt a. M.
3. 10. 1873. Karl Henschel, Dr.-Ing. e. h., bekannter Lokomotiv-industrieller, in Kassel geboren.



Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein

Nach der Lithographie von Heyne

4. 10. 1837. Ferdinand Schichau eröffnet in Elbing eine kleine Maschinenfabrik, aus der die heutigen Schichauwerke entstanden.
5. 10. 1838. Moritz Hermann v. Jacobi, der Erfinder der Galvanoplastik, in Potsdam geboren.
7. 10. 1825. Gründung der Technischen Hochschule zu Berlin.
7. 10. 1847. Der Ingenieur Leutnant Werner Siemens erhält das preussische Patent auf die von ihm erfundenen Zeigertelegraphen, dessen Fabrikation den Grundstock für die Firma Siemens & Halske bildete, die am 12. Oktober dazu gegründet wurde.
8. 10. 1846. William Farthing erhält das britische Patent auf die erste Maschine zum Blasen von Glas.
9. 10. 1886. Gottlieb Daimler erhält das Patent auf ein Kraftboot mit einem eigens gebauten Zwillingmotor.
10. 10. 1870. Eröffnung der Technischen Hochschule zu Aachen.

10. 10. 1899. Gründung der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen durch Siemens & Halske und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin. Auf der Versuchsfahrt werden Geschwindigkeiten bis 210 km in der Stunde erreicht.
12. 10. 1847. Der aktive Artillerieleutnant Werner Siemens eröffnet mit dem Mechaniker Georg Halske zu Berlin eine kleine feinmechanische Werkstatt, um seine Erfindungen, zumal seine Telegraphen, fabrizieren zu können.
12. 10. 1895. Zu Hörde wird die erste Hochofengasmaschine des Kontinents in Betrieb genommen. Leistung 12 PS.
15. 10. 1848. Das erste Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, die „Deutschland“, macht seine erste Fahrt von Hamburg nach Amerika. Es fahrte die damals hohe Zahl von 20 Passagieren in der Kajüte und 200 Passagieren im Zwischendeck.
17. 10. 1691. Der Engländer Edmund Henning erhält das britische Patent auf die Herstellung von verzinntem Blech, in der Art der in Deutschland hergestellten. Damals war Sachsen noch das führende Land in der Weißblechindustrie.
18. 10. 1813. Robertson Buchanan erhält das britische Patent auf Schaufelräder für Dampfschiffe, deren Schaufeln senkrecht in das Wasser eintauchen.
18. 10. 1822. Erste Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte.
18. 10. 1846. Sigmund Schuckert, der sich 1873 in Nürnberg in der Starkstromtechnik selbständig machte, in Nürnberg geboren.
19. 10. 1899. Der Technischen Hochschule in Berlin wird das Recht zur Verleihung des Dipl.-Ing.-Grades und der Promotion zum Dr.-Ing. verliehen. Die anderen Hochschulen erhalten danach das Recht.
21. 10. 1833. Alfred Nobel, der Erfinder des Nitroglycerins und des Dynamits, der Stifter des Nobelpreises, in Stockholm geboren (gestorben 10. 12. 1896 in San Remo).
21. 10. 1879. Thomas Alwin Edison entdeckt die Verwendbarkeit verholter Baumwolle für Glühfäden in elektr. Lampen. Damit wird das Glühlicht praktisch brauchbar.
22. 10. 1879. Werner Siemens erhält das deutsche Patent auf den elektrischen Hammer, den er als Schmiedehammer und als stoßende Gesteinsbohrmaschine ausbildet.
22. 10. 1883. Siemens & Halske übergeben die erste elektrische Eisenbahn in Österreich, von Moellring bei Wien nach Vorderbühl, dem Betrieb.
23. 10. 1820. John Birkinshaw erhält das britische Patent auf gewalzte Schienen, die nun an Stelle der gußeisernen treten.
23. 10. 1831. Bergrat Wilhelm Faber du Faur zu Wasseralfingen beginnt seine Versuche, Sichtgase aus Hochöfen zur Erwärmung des Gebläsewindes und zur Frischeisenbereitung einen Flammofen zu verwenden.
26. 10. 1757. Freiherr Karl Friedrich vom und zum Stein, der Reformator des westfälischen Bergbaues, Berghauptmann in Wetter a. d. Ruhr, auf Schloß Stein a. d. Lahn geboren.
28. 10. 1750. Einführung des Regenschirmes in England durch Jonas Hanway.
28. 10. 1849. Dem Graveur G. Bremme zu Anna i. W. wird seine wichtige Erfindung zur Herstellung von Puddelstahl zur Patentierung abgelehnt.
29. 10. 1675. Gottfried Leibniz vollendet die von ihm aufgestellte Differenzialberechnung.
29. 10. 1866. Samuel Eyde, der Erfinder des synthetischen Salpeters (durch Oxydation von Luftstickstoff) zu Arendal in Norwegen geboren.
30. 10. 1786. Edmund Coortwryht erhält das britische Patent auf den ersten brauchbaren Webstuhl.
30. 10. 1800. Fulton sprengt außerhalb Havre ein altes Floß durch sein Unterseeboot „Nautilus“ in die Luft. Dennoch gelingt es ihm nicht, die Franzosen von der Brauchbarkeit der Waffe zu überzeugen, um sie gegen England anzuwenden.
30. 10. 1811. Friedrich König, der in England arbeitende deutsche Erfinder, erhält das britische Patent auf seine Buchdruckschnellpresse mit Zylinder.

Oktoberlied.

Con moto espressivo.

Arno Wrede. Op. 19, 2.

mf. Der Herbst singt, es fällt das Laub, pfand' in den Rhein, den
 Ihn umarmet viel ein mal das Herz - Kette an und laßt es
 Bloß ist es garb, so war - te mit, so war - te mit ein

fol - ten! Der wol - len und den gro - ßen Tag aus fol - ten, ja aus
 kin - gen! Der wissen's soß ein auf - das Herz ist gar - nicht ein - ge
 Heil - gen! Der Stuf - lung kommt, der Him - mel laßt, es haßt die Welt in

fol - ten. Ihn oft es storn - Ben noch so toll, in. frist - lich o - der
 kin - gen *mf.* Der bin - bal singt, es fällt das Laub, pfand' in den Rhein, den
 Heil - gen. Die blou - en Ka - ge bre - fen an, und *ritardando!*

frist - lich, ist soß die Welt, die pfand' in Welt so gung - lich im. aus
 fol - ten! Der wol - len und den gro - ßen Tag aus fol - ten, ja aus
 flin - Ben, wir wol - len für min wech - seln Freund, ge. wir - den, ja ge.

frist - lich. Ist soß die Welt, die pfand' in Welt so gung - lich im. aus
 fol - ten! Der wol - len und *mf.* den gro - ßen Tag aus fol - ten, ja aus
 mia - Ben! Der wol - len für min wech - seln Freund, ge. wir - den, ja ge. mia - Ben!

Der tapfere Hornist

Aus meinem indischen Tagebuch

Von Edmund von Decus

Nach einer auf einer holländischen Militärschule angenehm und fröhlich verbrachten Studienzeit befand ich mich seit kurzem in Indien, im Kaiserreich Insulinde, wie es die Holländer nennen, auf den großen Sundainseln, dem Land meiner Träume. Aus der Hauptstadt Batavia war ich zu einem Bataillon Infanterie im Mittelpunkt Javas, in der Residenzstadt Poerworedjo, versetzt worden. Die Javanen nennen diesen Teil der an Naturschönheiten überreichen Insel Java den Garten Javas, und wahrlich nicht mit Unrecht. In dieser lieblichen, von einem mäßig breiten Flusse bewässerten Gebirgslandschaft zaubert

süß, mit Kirchengeschmack der Rambutan, ferner der Mangifera und zahllose andere Arten. Aber das kostbarste, das edelste, das herrlichste Obst, was die gütige Allmutter Natur in Indien hervorgebracht, ist für mich der Durian, und ich glaube, daß die meisten Kenner Ostindiens mir darin beipflichten. Wie ich jetzt dieses Wort niedergeschrieben hatte, habe ich die Feder für einen Augenblick aus der Hand gelegt und traumverloren in die Ferne geschaut, indes der volle Zauber seliger Erinnerungen mich umfing. Ich werde sogleich noch einmal auf den Durian zurückkommen



Javanische Landschaft

die Tropensonne alles hervor, was für den Europäer mit dem Namen Indien verknüpft ist. Hier schweigt das Auge in dem satten Grün der Reisfelder von ungeheurer Ausdehnung, zwischen denen die Wohnungen der Eingeborenen unter hohen Kokos- und Arengpalmen wie Oasen zerstreut liegen. Hier sah ich zum erstenmal den Anbau und die Zubereitung des wertvollen blauen Farbstoffes, des Indigo, der jetzt durch ein Kunstzeugnis verdrängt ist; ich sah die Blüte des Zuckerrohres auf riesenhohen Stengeln sich in den Lüften wiegen. Auf großen, weiten Kaffeepflanzungen habe ich in zauberischen mondbegänzten Nächten bei den immer gastfreien Besitzern die angenehmsten Stunden verlebt. Es käme jedoch kein Ende, die in ihrer Mannigfaltigkeit unerschöpfliche Pflanzenwelt dieses wunderbaren Landes eingehend schildern zu wollen, ich will nur erwähnen, daß fast alle Obstarten Indiens hier in tausend Formen und Größen gedeihen. Da ist an erster Stelle der Pisang, bei uns Banane genannt, der an kleinen Palmen mit riesigen Blättern in etwa 60 Spielarten gedeiht und bei keinem Nachtisch fehlen darf. Daneben ladet zum Genuß die Ananas ein, von einer Größe und einem Wohlgeschmack, wie sie in Europa noch niemals eines Fürsten Tafel geziert hat. Hier wächst der wohlbekömmliche rote, weiße und gelbe Djambuapfel und als Perle aller Früchte die herrliche Manga, eine Zwetsche von der Größe eines Straußeneies. Erfrischend, von säuerlichem Geschmack ist der Blimbing,

Also ich befand mich in einer der schönsten Garnisonen unter den angenehmsten Dienstverhältnissen, die sich ein junger Leutnant in Indien denken kann. In der prächtig angelegten Villenkolonie der Offiziere, Kaufleute und Beamten herrschte eine anregende Geselligkeit, und neben herrlichen Ausflügen, die zu Pferde mit den Damen in das Gebirge unternommen wurden, bot sich dem Jäger reichlich Gelegenheit zur Jagd auf Wildsaue, wilde Büffel, Banting genannt, kleine Hirsche und Panther. Unser Kommandeur war kein besonderer Liebhaber vom Krieg im Frieden, sondern ging von der ganz richtigen Ansicht aus, daß man eine schöne und angenehme Garnison inmitten einer friedfertigen Bevölkerung zur Erholung benutzen müsse, zumal einem jeden von uns Offizieren über kurz oder lang doch einmal Gelegenheit geboten würde, seinen Heldennut in Altsch oder Lombo zu beweisen. Und friedlich waren wir alle. Unser Bataillon bestand aus drei Kompanien eingeborener Soldaten der verschiedensten Landarten und einer Kompanie Europäer. In dieser Kompanie fand sich alles zusammen, was Europa Überflüssiges abzugeben hat. Da war der Straßenjunge aus Amsterdam, der bankrotte Kaufmann aus Rotterdam neben dem Fischer von Walcheren, dem belgischen Deserteur und dem ehemaligen französischen Zuanen. Der frühere deutsche Leutnant spielte seine Partie Karten mit dem Italiener, der in der französischen Fremdenlegion gedient hatte, und dem Ochsentnecht aus dem

Kanton Zürich, als ob sie von Kindesbeinen an einander gekannt hätten. Ich denke an den Deutschen, den wir zuweilen als Schreiber beschäftigten, den Sohn eines Hamburger Reeders und Neffen eines berühmten Leipziger Professors der Literatur. Der Mann, ehemals preussischer Reserveleutnant, sprach außer Deutsch und Holländisch fließend Englisch, er überlegte mir eine Arbeit über militärische Luftschiffahrt aus dem Französischen, über den Erbfolgekrieg aus dem Spanischen und diente mir als Dolmetscher bei Verhandlungen mit einem portugiesischen Kaufmann. Trotz aller meiner Bemühungen ist es mir jedoch niemals gelungen, den Mann zum Korporal befördert zu sehen, weil er regelmäßig den Tag vorher wegen Trunkenheit in Arrest wanderte. Aber diese bunte Gesellschaft lebte, durch das Band des gemeinsamen Dienstes und auch der gleichartigen Lebensanschauung — Wurschtigkeit — zusammengehalten, friedlich beisammen.

Ich will nun, bevor ich den Faden dieser wahrhaftigen Erzählung weiterspinne, auf meinen geliebten Durian zurückkommen. Kurz nach meiner Ankunft in Batavia besuchte ich einen höheren Genieoffizier, an den ich empfohlen war. Ich fand den Tapferen im indischen Hauskostüm, in Schlafhose und Kabaja gekleidet, auf dem Flur der hinteren Veranda seines Hauses hockend und damit beschäftigt, eine Frucht zu verzehren, von der ein entsetzlicher Gestank ausging. Von Ekel geschüttelt entfloß ich, und ich mußte meinen ganzen kriegsrischen Mannesmut zusammennehmen, ehe ich zu meinen Kameraden zurückkehrte, die meine Erzählung mit lautem Gelächter begrüßten. Um alle Schätze Indiens wäre es mir nicht möglich gewesen, einer Einladung zum Mitspeisen am Durian zu folgen. Ich eilte schnurstracks zu einem chinesischen Händler, wo ich eine Flasche kölnisch Wasser erstand, um meine beleidigten Geruchsnerven durch heimatische Gerüche zu beruhigen. Den indischen waren meine Nerven noch nicht gewachsen, und sie waren, abgesehen von Durian, während meines kurzen Aufenthalts in Indien schon oft auf eine harte Probe gestellt worden. Ich glaubte, mich nie daran gewöhnen zu können. Als ich mich nach einigen Wochen einigermaßen in Indien zurechtgefunden hatte, mich an Reis mit Huhn und abwechselnd Huhn mit Reis und manches andere gewöhnt hatte, überkam mich eines Tages plötzlich die Lust,

Durian zu essen. Mein Diener erschien denn auch bald mit einer Frucht in einem abgelegenen Teil meiner Behausung. Mit einem scharfen Messer öffnete er geschickt die mit spitzen starken Stacheln besetzte, einer Kokkastanie von der Größe einer Melone ähnliche Frucht, deren Inneres ein weiches weiches, in fünf Teile gesondertes Fleisch enthält, jeder Teil mit einem dicken, harten, schwarzen Kern. Beim Öffnen entströmte wiederum der durchdringende Geruch, der mir nunmehr mehr so abscheulich vorkam. Um dem geneigten Leser einen Begriff von dessen Lieblichkeit zu geben, will ich den ungefähren Wortlaut einer Schilderung des Durian folgen lassen, die ich, ich weiß nicht wo, einmal gelesen habe und die außerordentlich treffend ist. „Um sich das Aroma vorzustellen, denke man sich, man trüge einen Veilchenstrauch, eine starke Dosis Moschus, eine Rose und eine lieblich duftende Mandelblüte bei sich und befände sich dicht vor einem Hagenbeckschen Tierkäfig, worin Löwen, Tiger, Bären, Wölfe, Hyänen und Schakale durcheinander haufen. Die Zusammensetzung dieser so verschieden gearteten tierischen und pflanzlichen Ausströmungen ergibt ziemlich genau den lieblichen Geruch des Durian.“ — Aber

nun der Geschmack. Das weiche, überaus zarte Fleisch zergeht wie Butter auf der Zunge und der Geschmack kommt unserer Schlagjähne mit Vanille, wenn man sich Mandeln hinzudenkt, am nächsten. Kein Kochkünstler der Welt ist jedoch imstande, ihn in so unbeschreiblicher Feinheit herzustellen wie die tropische Natur. Die Frucht ist sehr sättigend, „mächtig“, wie der Rheinländer sagt. Und nun die Wirkung! Auf der Tertia des Gymnasiums lasen wir im Homer vom vielgeriesten Odysseus, wie er an einer Insel vorbeifuhr, auf der die Sirenen so lieblich sangen, daß er sich mit seinen Gefährten an einem Mast festband und ihnen die Ohren zustopfte, um deren Lockungen widerstehen zu können. Auch erfuhren wir die erbauliche Geschichte, wie die um den Preis der Schönheit streitenden Göttinnen Juno, Athene und Venus

den die Schafe weidenden Königssohn Paris zum Schiedsrichter ernannten und wie dieser nach kurzem Besinnen den Preis, einen Apfel, der Liebesgöttin Venus reichte, die ihn zum Dank reich belohnte. Diese schönen Jugenderinnerungen überkamen mich, und ich war fest überzeugt, daß besagter Apfel in Wirklichkeit ein Durian gewesen sei. Um das Bild vollständig zu machen, will ich noch erwähnen, daß das Holz des Durianbaumes von den Eingeborenen als kostbar geschätzt und zur Anfertigung von kunstvollen Kästchen und Schnitzereien verwandt wird, und daß sich die eingeborenen Fürsten in Särgen aus Durianholz begraben lassen.

Am Abend desselben Tages folgte ich der Einladung eines Kameraden zu einem gemütlichen Abendessen. Unter der Sternenpracht des indischen Himmels saßen wir, die Hausfrau und drei Herren, auf der Veranda beim perlenden Wein. Nach der zwanglosen Sitte der europäischen Gesellschaft in Indien die Herren in Schlafhose und Kabaja, die Dame des Hauses, eine junge und schlante blonde Fräulein, in spitzenbesetzter weißer Kabaja, sonst nur mit dem landesüblichen Unterleid, dem Sarong, bekleidet, alle die bloßen Füße in Pantoffeln. Sie befand sich seit etwa einem Jahre bei ihrem Gatten in Indien und erkundigte sich bei mir nedisch, ob ich schon malaiisch sprechen könne, wie mir der Reis mit Huhn und Sambal schmecke, ob ich die gleichförmigen braunen Gesichter meiner Untergebenen schon voneinander unterscheiden könne, ob ich auch eine Haushälterin habe und dergleichen mehr. Zum Beweis meiner völligen Eingewöhnung in indisches Leben erzählte ich

dann, daß ich heute Durian gegessen habe. Die Wirkung dieses harmlosen Bekenntnisses war für mich höchst überraschend. Die Herren lächelten vergnügt und kniffen sich ein Auge zu, die Dame ließ errötend ihr gesticktes Pantöffelchen mit vergoldetem Absatz auf der Zehe tanzen und brach dann in ein silberhelles Lachen aus. Man belehrte mich, daß der Durian in den Häusern der besseren Gesellschaft nicht gegessen würde seines abscheulichen Geruches wegen; ebenso würde seiner überhaupt keine Erwähnung getan, ebenfalls seines Geruches wegen. Ich schied mit Bedauern aus der angenehmen Gesellschaft und blieb stets, wie alle andern, ein leidenschaftlicher Verehrer des Durian — aber ohne davon zu sprechen; gerade wie ein Ritter seine Dame nicht nennt. Das ist der Durian.

Mitten in diese friedliche Idylle hinein fiel wie eine Bombe der Befehl, den der Major aus dem Hauptquartier Batavia erhielt und der eines Morgens zu unserer Kenntnis gebracht wurde: „Das Bataillon soll sich marschfertig machen und in vier Tagen nach Atjeh abrücken.“ Da hatten wir die Bescherung. „God zal me verd. . . .!“ brummte mein Kapitän, der gerade mit dem Umzug in eine bessere Wohnung



Javanischer Fürst

beschäftigt war, als ich ihm die frohe Botschaft überbrachte. Er war erst vor einem halben Jahr aus Atjeh zu uns versetzt worden und gedachte sich mal gründlich von langjährigen Strapazen zu erholen. Aber da war nichts zu machen. In fieberhafter Tätigkeit trafen die Kapitän, Leutnants, Sergeant-Majors, Sergeanten und Soldaten die nötigen Vorbereitungen. Da wurde gepuht und gepackt, kommandiert und geschrieben, geschrien und getrunken, daß es nur so eine Art hatte. Die Offiziere hielten nach indischer Sitte Versteigerung ihrer Habe, wozu Beamte, Kaufleute und Offiziere der benachbarten Garnison sowie chinesische Händler erschienen. Der Resident gab ein Abschiedsfest mit Ball in seiner Behausung, und am frühen Morgen des festgesetzten Tages marschierte die ganze Gesellschaft unter fröhlichem Hörnerschall und von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegt auf der großen Poststraße nach Magelang, weiter über das wunderbar schöne Djambugebirge nach Ambarawa; von dort ging es nach der Hafenstadt Semarang, woselbst wir uns nach Atjeh auf der Insel

Kris, ein kurzer Todessehrei, und der Mann liegt im Blute. Es tauzen mehrere auf, vollkommen geräuschlos wie die Giftschlange, die beute-spähend von Zeit zu Zeit den Kopf erhebt und die gepaltene Zunge spielen läßt. Der Ronde-Offizier findet dann nicht nur die sämtlichen Posten, sondern auch die ganze Wache erschlagen, jeder einzelne aus zahllosen Krewangwunden blutend, die Gewehre und Patronen geraubt.

Bei Tage, auf Patrouille oder bei Lebensmittel- und Munitionszufuhren nach unseren kleinen besetzten Stellungen im Gebirge ist es ähnlich. Auf schmalen Fußpfaden bewegt sich im Gänsemarsch eine kleine Abteilung. Der Offizier den Säbel in der Rechten, die Pistole in der Linken, die Soldaten das geladene Gewehr mit aufgezogenem Bajonett schußbereit in der Hand, die Patronentasche offen. Plötzlich ein Rascheln, und aus dem hohen Rietgras stürzt mit wildem „Se Allah, hu Allah!“ eine Bande Atjeer mit geschwungenem, haarscharf geschliffenem Krewang auf die Truppe. Die Hiebe sausen nieder, ein paar Schüsse fallen und der Feind ist wieder im Mangel-Mangel ver-



Javanischer Eisverkäufer

Sumatra einschiffen. Dasselbst angekommen, wurden unsere Damen und Kinder, ebenso die Soldatenfrauen und -kinder in der Hafenstadt Rotta-Radja (Königsstadt), wo die Behörden und Stäbe ihren Sitz haben, untergebracht, und zwei Tage später rückten wir ins Gebirge ab.

Ich halte es für nötig einzuschalten, daß diese Erzählung im Anfang der achtziger Jahre spielt, daß wir damals keine Panzerautos, Maschinengewehre, Flugzeuge und Gasbomben kannten, sondern nur ein wenig leichte Feld- und Bergartillerie und Hinterladegewehre System de Beaumont hatten, bei denen noch jeder Schuß einzeln geladen werden mußte. Es kam also völlig auf die Ausdauer, Umsicht und Tapferkeit jedes einzelnen an.

Mehrere Wochen lang schlugen wir uns im Kleinkrieg mit dem wilden, verwegenen Seeräuber Volk von Atjeh herum; niemals hielten sie stand, sondern zerstreuten sich immer ins Gebirge, wo sie uns dann Tag und Nacht auflauerten. Eine aufreibende und anstrengende Geschichte. Auf Vorposten und Erkundungsgängen unaufhörliche, gespannteste Aufmerksamkeit jedes einzelnen, doppelt beschwerlich in dem abmattenden Klima. Wehe der Feldwache, wenn der Posten unter der Einwirkung des Klimas und der Strapazen einschläft! In dem hohen Mangel schleicht das Verderben heran, kaum eine leichte Bewegung der hohen Gräser, in der Dunkelheit überhaupt nicht erkennbar; ein braunes Gesicht mit wildem, durch Opiumgenuß hervorgerufenen Ausdruck taucht vor der Schildwache auf, ein sicherer Stoß mit dem

schwunden, als hätte ihn die Erde verschlungen. Drei bis vier Soldaten liegen sterbend oder schwer verwundet am Boden, mit dem Krewang geteibt, „tjintjang“ sagen die Malaien, ein einzelner Atjeer in seinem Blute wohl auch dabei. Die Gewehre der Getroffenen sind mit den rasch abgeschnittenen Patronentaschen verschwunden. Noch ein paar Schüsse werden nachgefeuert, aber man trifft niemanden, weil man niemanden mehr sieht. Nun soll die Dessa (das Dorf), wovon vermutlich die Überfälle ausgegangen sind, gezüchtigt werden. Eine Kompanie rückt mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit aus, um die Leute zu überraschen. Die Dessa wird überfallen und die Soldaten dringen in die Straßen und Häuser. Man findet niemand, alles verschwunden. Höchstens sitzt vor einer Hütte ein steinaltes Weib, das die Soldaten teilnahmslos anstarrt, indem es sich mit dem gekauten Eierichblatt über die Lippen streicht und den roten Saft ausspuckt. Kein Stüd Rindvieh, kein Büffel, keine einzige Ziege ist zu finden, höchstens ein paar magere Hühner oder Gänse und einige vergessene Waffen werden erbeutet, und die Flammen des in Brand gesteckten Dorfes leuchten dann zu den geflüchteten Bewohnern in die Berge empor. Unsere Befehlshaber unterhalten auch gegen schwere Bezahlung Spione der Atjeer, die die Bewegungen des Feindes verraten und geplante Überfälle melden sollen. In Wirklichkeit halten die Kerle aber mit ihren Landsleuten und betrügen für die blanken Reichstaler die Holländer mit dem ruhigsten Gesicht der Welt, was sich diese

auch jahraus jahrein mit unerschütterlichem Gleichmut gefallen lassen. Ich komme hundemüde, durchnäßt bis auf die Haut und mit Schlamm bespritzt bis unter die Augen von der Feldwache. In 24 Stunden kein Auge geschlossen, beständig in Tätigkeit mit Posten besuchen, Patrouillen aussenden, Meldungen empfangen und absenden und dergleichen. Kein Wunder, daß ich mich in der Benting, die mir mit 50 Mann zum Aufenthalt dient, sofort auf die Matratze werfe und schlafe. Gegen 10 Uhr abends weckt mich ein eingeborener Soldat: „Der Herr soll sofort zum Kapitän kommen!“ Also auf, die noch nasse, eben ausgewaschene Uniform wieder an, die Mütze auf, den Säbel um: „Kapitän, Sie wünschen?“ — „Der Spion Omar meldet, daß von der und der Dessa aus ein Überfall durch etwa 150 Mann stattfinden soll, also nehmen Sie 20 Mann und legen sich da und da in Hinterhalt; seien Sie vorsichtig und verschießen Sie nicht zu rasch die Munition!“ — „Sehr wohl, Kapitän!“ sagte ich, obwohl ich kaum drei Stunden geschlafen hatte. — „Einen Bittern gefällig?“ — „Gesundheit, Kapitän!“ —

Auf bloßen Füßen, die Hose bis an die Knie aufgetrempelt, ich ohne Säbelscheide, die Soldaten ohne Seitengewehr, nur mit Gewehr und Patronentasche, schritten wir lautlos in die rabenschwarze Nacht hinaus. Drei Stunden lang lagen wir an der angewiesenen Stelle unbeweglich im strömenden Regen. Es kam niemand, dagegen wurde ein Überfall auf eine entfernte Stellung versucht, der jedoch glücklich abgeschlagen wurde.

Eines Tages erhielten wir Befehl vom General, der an einer anderen Stelle der Küste eine Bewegung ausführte, mit zwei Kompanien zu ihm zu stoßen, um an der Erstürmung einer starken feindlichen Benting, die jahrelang allen Angriffen hartnäckig getrogt hatte, teilzunehmen. All die mühseligen Strapazen der letzten Wochen waren vergeßen. Die Aussicht, in ein fröhliches frisches Gesecht zu kommen, wirkte belebend wie eine Flasche Rheinwein. Im Geist sah ich mich schon mit dem weißen Emaillekreuz des Willemsordens mit dem Wahlspruch „Voor moed beleid en trouw!“ geschmückt, beneidet von den Kameraden. Es sollte anders kommen, wie so oft. Nachmittags langten wir auf dem Geländestreifen an, der das Meer noch von dem Felsen trennt, auf dessen Höhe die starke und ziemlich große Benting lag. Es war bereits den ganzen Tag getäpft worden. Zwei Kompanien Infanterie und eine Abteilung Marinesoldaten kamen gerade mit schweren Verlusten von der Höhe zurück. Der Sturm war abgeschlagen. Aus der Benting, an deren Velleidung mit meterdickem lebendem Dornengebüsch die Geschosse der Feldartillerie wirkungslos abprallten, warfen die Atjeer Handgranaten, feuerten mit erbeuteten Hinterladern und schossen aus uralten, mittels Bambusröhren durch die Dornen gesteckten Wallbüchsen Glasscherben, Steine und Nägel auf die Stürmenden. Das Gesicht des Höchstkommandierenden verfinsterte sich. Alle Opfer vergeblich gebracht. Auch der Tapferste der Tapferen, der Unteradjutant L., ein Bayer von Geburt, hatte mit der Fahne in der Hand den Tod gefunden.

Der General hatte ihm die sofortige Beförderung zum Leutnant und den Willemsorden 3. Klasse versprochen, wenn es ihm gelänge, die rotweißblaue Flagge auf der langbegehrten Hauptbenting, dem Rückgrat des feindlichen Widerstandes, zu hissen. Umsonst.

Ein paar kurze Worte des Generals an unseren Kommandeur, und wir setzten uns gegen den Felsen zu in Bewegung. Der Aufstieg war sehr beschwerlich. Jedoch kein Schuß knallte uns entgegen, lautlose Stille herrschte droben, und nur die Leichen der Gefallenen erinnerten an den stattgefundenen erbitterten Kampf. Zu unserer größten Verwunderung langten wir völlig ungehindert vor der Benting an. Mit ausgeführter Auerlegung hatten die Atjeer durch geschickt angelegte Rantjus (Wolfsgruben) und durch Bambu-duri die Umgebung unweegsam gemacht. Bambu-duri sind sehr lange, spitze, stahlharte Dornen, deren Spitzen zuweilen angebrannt werden und dem Unvorsichtigen schwere, fast unheilbare Fußwunden erzeugen. Nach längerem vorsichtigem Suchen gelang es dem Kapitän mit mir und einigen Soldaten, eine schwache Stelle in der dichten Dornenbelleidung der Benting zu finden, und bald standen wir dicht vor den Bambuspalisaden. Wir lauschten nochmals, nichts ließ sich vernehmen. Aber hinter dieser unheimlichen, drückenden Ruhe lauerte unbedingt tödlicher Verrat, ganz im Einklang mit der hinterlistigen Art des Asiaten. Ich vermeinte ihren Atem zu hören und ihre lauerten Züge durch die dicken Bambusstäbe erkennen zu können, die braunen verwegenen Kerle, wie sie lautlos auf dem Boden lauerten, den Kewang und den Kris zum tödlichen Schlag und Stoß für den kühnen Eindringling bereit. Mein tapferer kleiner Kapitän mit der breiten Narbe im Gesicht, den bei Paraden der Ehrensäbel und mehrere heiß erkämpfte Orden schmückten, zögerte als Renner von Land und Leuten vor dem sicheren Tode, wie der erfahrene Jäger, der in den Dschungeln an kleinen Anzeichen den zum Sprung gebuckten Tiger ahnt.

„Da drinnen hängt der Willemsorden!“ flüsterte er mir zu. — „Auch der goldene Majorsstrang, Kapitän!“ erwiderte ich lächelnd. „An Ihnen die Ehre!“ fuhr ich einladend fort, „Sie sind unser Hauptling!“ Er lächelte gleichfalls und machte eine unnachahmliche Hand-

bewegung. Aber wir konnten doch auch nicht müßig stehen bleiben, wir mußten einen schnellen Entschluß fassen, und so mußte wenigstens ein Opfer dem Kriegsgott versuchsweise gebracht werden. Mein suchender Blick fiel auf einen Hornisten, einen Amsterdamer Sträßenjungen, der in Harderwijk notdürftig zum Soldaten gemacht worden und nach einer weiteren kurzen Ausbildung unserem Feldbataillon zugeteilt war, weil er vorzüglich blasen konnte. Des Mannes kriegsrische Anlagen waren sehr gering und seine Kenntnisse und Erfahrungen des indischen Soldatenlebens zu Felde noch geringer. „Van Ham“, sprach ich leise zu ihm, „hänge Gewehr und Signalthorn auf den Rücken und klettere hier an diesem Bambus in die Höhe. Wir werden dir helfen. Wenn du oben bist, springst du an der anderen Seite herunter. Drinnen sind keine Dornen, und du springst auf weiches Erdreich. Ich war schon oft da drin. Sonst hast du gar nichts zu befürchten. Wenn du dann gut und wohl drinnen bist, nimmst du dein Horn und bläst das Signal: „Voor den kok in de keuken — — —!“ „Ja, aber, Leutnant — — —!“ murmelte er. „Ach was, aber, vorwärts!“ brummte ich, faßte ihn schnell an den Beinen und hob ihn in die Höhe, die zunächststehenden Soldaten halsen nach und, gehoben und geschoben, gelangte unser Held an den oberen Teil des Bambus, so daß er sich mit den Händen festhalten konnte. Man half noch nach und endlich sprang er in das unbekannte geheimnisvolle Innere der Benting hinein: „Da geht er hin!“ bemerkte ein alter Soldat, indem er sich frischen Rautabak in den Mund stopfte. — „Halt dein Maul!“ sagte ich grob, weil ich die Wahrheit der Bemerkung einseh. — Alles blieb still. Wir lauschten regungslos mit angehaltenem Atem. Zu unserer Überraschung zog im blauen Äther ein Geier tragend seine Kreise. Mählich erklangen deutlich, wenn auch etwas gedämpft, die lieblichen Klänge des täglich freudig erwarteten Signals Essenholen: „En het blaast voor den kok in de keuken, ja ja, en het blaast voor den kok in de keuken — — —!“ im Nu von der gesamten Mannschaft lachend mitgeführt. Wortlos machte mein Kapitän, da ich dem Bambus zunächst stand, aus seinen Händen einen Steigbügel; ich trat hinein, und ebenfalls gehoben und geschoben gelangte ich in die Höhe und sprang an der anderen Seite hinunter. Da stand mein tapferer Hornist seelenruhig mit dem Horn in der Hand und meinte harmlos: „Hier sind keine Atjeer, Leutnant!“ Ich überschaute den freien Platz vor den Hütten, in der Mitte ein halb ausgebranntes Feuer, daneben ein Korb mit gekochtem Reis, hin und her zerstreute Hammelflecken, Fischschalen, ein zerbrochener Kewang, ein Beaumontgewehr ohne Schloß, verschossene Patronenhülsen, ein umgefallener Wafferkrug und an der Seite an der Bambuswand etwa ein Duzend große Handgranaten. Von menschlichen oder sonstigen lebenden Wesen keine Spur. „Van Ham“, sagte ich, „blase das schöne Signal noch dreimal mit Vorrücken im Lauschkritt hinterher und folge mir!“ Er tat wie ihm geheißen, und nun durchsuchten wir schußbereit die nächsten Hütten. Alles leer und öde. Nur der besondere Geruch von gerauchtem Opium, einige frische und auch gekaute Strohblätter sowie halbgerauchte Strohzigaretten auf dem Boden deuteten an, daß hier soeben noch Menschen gewesen sein mußten.

Inzwischen waren auch die anderen hereingekommen. „Höchst merkwürdig!“ meinte mein Kapitän. Wir suchten weiter und fanden an der anderen Seite eine kleine Öffnung im Bambus. Draußen führte ein enger, zwischen Buschwerk versteckter Pfad eine Strecke weit den Abhang hinunter und dann weiter in das zerklüftete Gebirge. Die Atjeer hatten es aus irgendeinem Grund für nützlich gehalten, die Verteidigung aufzugeben, die Benting zu verlassen, und waren auf diesem Wege heimlich und gänzlich unbemerkt entkommen. Ich zog meinen Rod aus und wickelte die Fahne ab, die ich auf dem Körper trug. Ein Bambus wurde in die Erde gesetzt und bald flog siegverkündend die rotweißblaue Flagge empor. Eine halbe Kompanie blieb als vorläufige Besatzung zurück, und wir anderen kehrten ruhmbedeckt ins Tal zurück. Freudestrahlend empfing uns der General mit seinem Stabe. Die Meldung wurde gemacht, die jahrelang unstrittene Benting, der überaus wichtige Punkt, war erobert, die blutigen Opfer des Tages waren nicht umsonst gebracht, was wollte man mehr. Der General ließ den tapferen Hornisten van Ham, der als erster in die feindliche Benting eingedrungen war, vortreten. Mit feurigen Worten pries er vor versammeltem Kriegsvolk seinen Heldennut, gab ihm eine Handvoll Reichstaler und verheiß ihm die umgehende Verleihung des Willemsordens, worauf er sähungsgemäß Anspruch habe.

Einige Wochen später befanden wir uns in Padang. Es war Ritterparade angesagt. Die linke Hand an den Stock der Bataillonsfahne gelegt, schwur van Ham seinen Ritterscheid. Trommeln und Trompeten ließen „Achtung“ erschallen, und unter den Glückwünschen der übrigen Ritter wurde ihm das vielbegehrte und sparsam verliehene Ordenskreuz angeheftet.

„Das hätten Sie auch haben können!“ meinte am Schluß der Kapitän mit spöttischem Lächeln. „Ja, verdammt!“ knurrte ich und schleuderte meinen Säbel wütend in die Scheide.



Photo Carl Brunotte, Düsseldorf

Rinder und Schweine auf der Weide

Seemannsgrab

Selbsterlebtes von Albrecht Knebel, Velbert
(Nachdruck verboten.)

Das Kap der guten Hoffnung war außer Sichtweite. Vor uns lag der weite Ozean. Wir fuhren die einsame Wasserstraße mit Kurs auf Melbourne-Australien zu.

Unser kleines Rauffahrtsschiff, die „Worms“ von Hamburg, lief mit voller Maschinenkraft. Es galt den nachkommenden, sich überstürzenden Seen, den schweren, langen Wellen, die sich vom Achter- bis zum Vorderdeck ergossen, zu entgehen oder zu versuchen, die laufenden Seen zu überholen.

Vergebens, die „Worms“ war kein Segler, sonst hätte die starke Brise — oder Sturm — unsere Segel vollgebläht und unsere Fahrt schneller als unser Schiff, das doch auch seine vierzehn Knoten lief. Stoppen oder beidrehen konnten und durften wir nicht. Das hätte so viel geheißen, als wenn ein gehetzter Hirsch sich den ihn verfolgenden Schweizhunden ausliefert, um dann ihre Beute zu werden.

Langsam, aber mit ungebändigter Wucht schoben sich lange hohe Wellen über das Achterdeck, daß sich das Vorderende des Schiffes aus dem Wasser hob. Krachend und donnernd rollten die Wellen über das ganze Schiff und nahmen Teile der Decksladung mit, die aus Eichenholz bestand und für Australien bestimmt war. Dazwischen gingen wieder überkommende Seen von achtern nach vorn. Tief wurde die „Worms“ in ihr nasses Element gedrückt. Und der Sturm heulte in den Masten und Stangen.

Auf der Kommandobrücke standen alle vier Offiziere. Viele Worte wurden zwischen ihnen nicht gewechselt. Nur ab und zu entfuhr ihnen ein derber Seemannsfluch, wenn die über Bord gehenden Eichenstämme große Teile der Keeling, des eisernen Schiffsgeländers, mit sich nahmen.

Aus dem Heizraum, wo ich als Heizer tätig war, war ich an Deck geentert, um nachzusehen, wie es oben stand. Ich hatte im Zwischengang des Oberdecks ein geschütztes Plätzchen gefunden und hielt von dort Ausschau.

Es war gegen Mittag. Da erscholl von der Kommandobrücke der Befehl „Alle Matrosen an Deck! Alle Luten abdichten!“

Gleich darauf stürzten Matrosen an mir vorbei, um zum Achterdeck zu gelangen und dort die Lutenbolzen nachzuteilen, die sich vielleicht durch das unauffällige Überkommen der schweren Seen gelöst hatten. Mit großer Lebensgefahr war diese Arbeit verbunden.

Zuletzt kam einer, den ich an seiner mächtigen Gestalt, seinem schweren Gang, seinem struppigen Vollbart erkannte: Gustav Nagel. Den schweren Hammer in der Rechten, als wenn es ein Spielzeug wäre, den Raststummel zwischen den Zähnen, ohne Kopfbedeckung, die Schwimmweste um den Oberkörper, wie alle seine Vorgänger, wollte er an mir vorbei. Er blieb stehen. „Albrecht, mien Jung, wat wull Du hier an Deck, mal dat Du doohl kömmt. Us kannt et schlecht gohn. Dat is e verdrehte See, die wie jeht hewwen. Awer Gott verlaat us nich. Wie möten dörr, und ed hew keen Tied, mien Jung, ed moot no achtern.“ Dabei drückte er mir die Hand, daß ich dachte, ich säße in einem Schraubstock. Dann eilte er seinen Kameraden nach.

Altkarosse schwirten um unser Schiff mit grellem Kreischen. Bald aufrecht, bald senkrecht schoß die „Worms“ vom Berg ins Wellental und wieder hoch. Große Baumstämme flogen wie Streichhölzer von Back- bzw. Steuerbord, um dann ein Spiel der aufgeregten See zu werden.

Der Ruf einer meiner Kameraden im Heizraum rief mich zurück. Schnell war ich unten. Meine Kameraden wollten wissen, was an Deck vorging. Ich wehrte ab. „Alles in Ordnung an Deck“ meldete ich, „wir gehen klar.“

Ich beobachtete den Manometer, der über meinen drei Feuern bzw.

Kesseln angebracht war. 15 Atmosphären. Ich warf Kohlen auf; wie eine Hölle startete mir der milchweiße Schlund entgegen.

Durch den Tunnel, der den Heiz- und Maschinenraum verbindet, kam oder sprang der Maschinisten-Assistent, „Befehl vom Ingenieur und vom Kapitän. Alles, was die Kessel leisten können, hergeben, Ventile belasten. Maschine wird ausgelegt.“

Wir wußten, warum dieser Befehl kam. Unser Kapitän wollte versuchen, mit äußerster Geschwindigkeit den laufenden Seen zu entgehen. Wir taten, was in unsern Kräften stand. Leicht war es nicht auf dem schwankenden Schiffsboden — dazu die Glätte der Eisenplatten unter den Füßen —, die ungeheuren Mengen von Kohlen in den unerfätt-

lichen Rachen des Feuerkessels hineinzubefördern. Und dennoch, es ging.

Besorgten Blickes beobachtete manch einer von uns seinen Manometer, der schon lange über dem „roten Strich“ stand. Eingend, pfeifend gingen die Ventile. Verdammt unheimlich war es. Wir waren die „Ersten“, die die Himmelfahrt mitmachen mußten, wenn die Rieten der Kessel dem überstarken Druck, der auf sie ausgeübt wurde, nicht standhielten. Lieber oben an Deck im rasenden Sturme umpöhl, umtost, den Wellen preisgegeben.

Fieberhaft wurde inzwischen oben an Deck gearbeitet. Alles war bemüht um die Sicherheit des Schiffes. Umpöhl von den wild anstürzenden Wellen sahen die Matrosen die Lutenbolzen nach und schlugen die gelockerten wieder fest. Dabei liefen sie ständig Gefahr, über Bord gespült zu werden von den überkommenden Seen.

Gustav Nagel, der Älteste und Stärkste, war bald hier, bald dort jemandem zur Seite, welcher Gefahr lief, über Bord gespült zu werden.

Ein junger Leichtmatrose war damit beschäftigt, das wasserdichte Segeltuch, das über die Achterlute gespannt ist, fest einzuteilen. Plötzlich ertönte der Ruf des zweiten

Steuermanns „Wahrschau“, d. h. „Achtung, Festhalten“. Am selben Augenblick überflutete eine riesige Woge das Schiff vom Achter- bis zum Vorderdeck, alles unter sich begrabend und, was nicht niet- und nagelfest ist, mit sich nehmend.

Gustav Nagel flog gegen die Steuerbord-Keeling. Über ihm nur Wasser, hielt er sich an der eisernen Keeling fest. Da prallte etwas Weiches gegen seinen Leib, ein Mensch. Gustav Nagel griff mit einer Hand zu und greift einen Körper, den er mit Aufwand seiner ganzen Riesenkraft festhielt.

Er meinte ersticken zu müssen, soviel Seewasser hatte er geschluckt. Doch schon hob sich das Schiff wieder empor. Mit ganzer Kraft hielt er den Körper fest. Ein dumpfer Schmerz tobte in seinem Schädel. Dann wurde er bewußtlos.

Jetzt kamen aber die Kameraden zur Hilfe. Kräftige Hände faßten zu, und bald waren alle geborgen im Zwischengang, der das Vorder-Mittel- und Achterdeck verband.

„So, nun sind wir geborgen“, sprach der Steuermann. „Holt den Kapitän!“ Unterdessen bemühte man sich um die beiden verletzten Kameraden.

Gustav Nagel kam als erster zu sich; seine Bärenmatur erholte sich schnell. Verwirrt schaute er umher, griff nach seinem Schädel, schüttelte sich und stand auf seinen Füßen. Über seine rechte Stirnseite floß Blut, doch er achtete nicht darauf.

Inzwischen hatte sich der zweite Steuermann mit dem Leichtmatrosen beschäftigt. Aber alle Bemühungen, ihn ins Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Kapitän Petersen erschien und der zweite Steuermann erstattete ihm Bericht. Der Kapitän beugte sich zu dem Leichtmatrosen nieder und legte sein Ohr auf die Brust des Bewußtlosen. Dann nahm er den starkgebauten Menschen wie ein Kind in seine starken Arme und trug ihn zu seiner Kajüte. Hier wurde der

Irminsul

Von Heinrich Gutberlet

Irminsäulen, aufwärts sollt ihr ragen
In der dunklen, schicksalschweren Zeit.
Aus urheiliger Vergangenheit
Weßt ihr graue, steingeword'ne Sagen.

Wächter ihr in Herthas heiligen Hainen,
Deutsche Seele war's, die euch gear.
Urda's Brünnen rauschen hell und klar, —
Ew'ge Jugend unter Moosgesteinen.

Irmin, Gott der trugig-starken Ahnen,
In der Sturmzeit, da das Morische fällt,
Soll in unsern Herzen eine Welt
Uns an Deutschlands einst'ge Größe mahnen.

Irminsul. Kein Sturm der Nacht uns raube
Unser Sonnensehnsucht, nie gestillt.
Aus den Tiefen deutschen Wesens quillt
Neuer Opfergeist und neuer Glaube.

Leichtmatrose aufs Bett gelegt und entkleidet. Alles wandte Kapitän Petersen an. Vergebens. „Rückgrat gebrochen, unser armer Thomsen lebt nicht mehr“, war sein Urteil. Dann nahm er und die Anwesenden die Südwestseite vom Haupte und sie beteten ein Vaterunser. Hierauf entnahm der Kapitän aus seinem Schranke die deutsche Handelsflagge, bedeckte damit den jungen Leichtmatrosen und sprach: „Hier soll er so lange liegen bleiben, bis uns die See gestattet, ihn einem würdigen Seemannsgrab zu übergeben.“

In der Nacht flaute der rasende Sturm ab, nur eine starke Dünung blieb zurück.

Als der Kapitän am andern Morgen todmüde seine Kajüte betrat, bot sich ihm ein seltsames, tief ergreifendes Bild. Gustav Nagel saß mit verbundenem Kopfe am Lager des toten Leichtmatrosen. Seine mächtige Gestalt hing nach vorne, er schlief im Sessel seines Kapitäns. Tief ergrißen stand Kapitän Petersen da. Ohne den Schläfer zu stören, zog er sich zurück ins Kartenhaus, wo er sich zu kurzem Schlummer niederlegte.

Die Matrosen waren damit beschäftigt, die umherliegenden Trümmer am Schiffsdeck zu entfernen bzw. die übrig gebliebene Holzladung zu befestigen. Diese Arbeit bot noch sehr große Schwierigkeiten, da das Schiff noch immer schwer rollte und schlingerte. Doch konnte man mit größerer Sicherheit als bisher über das Deck gehen. Ab und zu kamen noch einige größere Wellen über, doch der Wind hatte sich gedreht.

Dem Schiffszimmermann lag es ob, die letzten traurigen Vorbereitungen zur Bestattung unseres toten Kameraden zu treffen: den Sarg nach Seemannsweise. Eine zwei Meter lange und einhalb Meter breite Platte von Eichenholz — mehr bedarf der Seemann nicht. Oft hat er nicht einmal dieses.

Nach kurzem Schlummer war der Kapitän erwacht und betrat nun, gefolgt von seinen vier Offizieren, seine Kajüte. Dort auf dem Bette seines Kapitäns lag der Leichtmatrose, bedeckt mit der deutschen Handelsflagge, das Gesicht frei von jeder Hülle. Als ob er schlief, so regelmäßig waren seine Gesichtszüge, nichts von Schmerz war zu sehen.

Und mit verbundenem Kopfe saß an seinem Lager Gustav Nagel. Beim Eintritt des Kapitäns und seiner Offiziere erhob er sich von seinem Sitze. Begütigend winkte der Kapitän ihm zu: „Bleiben Sie, Bootsmann Nagel.“

Nun entkleidete man den Leichtmatrosen. Unter Aufsicht des Kapitäns wurde eine nochmalige genaue körperliche Untersuchung vorgenommen, das Protokoll wurde aufgenommen und von den mitanwesenden Offizieren unterzeichnet. „Heute mittag gegen 12 Uhr findet die Bestattung unseres bis zu seinem Tode getreuen Leichtmatrosen Thomsen statt. Und nun trifft alle Vorbereitungen“, bestimmte der Kapitän.

Von vier Matrosen wurde der junge Kamerad dann aufgehoben. Man brachte ihn zur Segellammer, wo er sorgfältig angekleidet wurde. Man brachte die Eichenplatte. Um seinen ganzen Körper schlang sich die deutsche Flagge der Handelsmarine. Dann wurde der Körper in starkes wasserdichtes Segeltuch eingewickelt. Mit diesem Segeltuch wurde der Leichnam auf die starke Eichenplatte gelegt und dort gut befestigt. Sein letztes Lager. Stumm, ohne Worte, verrichteten der Schiffszimmermann und Bootsmann Nagel diese traurige Arbeit.

Wir alle an Bord gingen still unserer Beschäftigung nach, und mancher, der bei jeder Gelegenheit einen derben Seemannsfluch auf den Lippen hatte, unterdrückte ihn.

Wir befanden uns nicht mehr in den Tropen, sondern in einer gemäßigten Zone. Befindet sich ein Schiff in den Tropen und an Bord ist ein Toter, so darf der Leichnam nicht länger als zwei Stunden an Bord bleiben, weil die Verwesung bei der großen Hitze schnell voranschreitet. Aberdies ist es wegen der Ansteckungsgefahr sehr gefährlich für die Besatzung oder die Passagiere.

Stirbt jemand an Bord auf hoher See, und es ist keine Aussicht vorhanden, in 24 Stunden Land oder eine Insel zu erreichen, so wird der Leichnam ins Meer versenkt. Ob reich, ob arm, hier wird keine Ausnahme gemacht, niemals. Befindet sich das Schiff in einem gemäßigten Klima, wo die Verwesung des Leichnams nicht so schnell vor sich geht, so kann die Dauer der Aufbewahrung eines Toten bis zu 24 Stunden ausgedehnt werden, länger auf keinen Fall. Auf Passagierdampfern wird der Reisende kaum gewahrt, wenn eine Verwesung auf hoher See vor sich geht. Diese geschieht dort nur bei Nacht und dauert höchstens 2 bis 3 Minuten, dann geht's wieder mit „Voll dampf voraus“ weiter.

Wir bekamen den Auftrag, aus dem Heizraum schwere Eisenroste an Deck zu schaffen, zu welchem Zwecke wußten wir. Wir nahmen die besten und schwersten.

„Acht Gassen“ schlug die Schiffsglocke, 12 Uhr mittags. Als ob Neptun, der Gott der Meere, ein Einsicheln gehabt, war die starke Seebrise zu einem gemäßigten Winde abgeflaut. Die Sonne stand hoch am Zenith. Das Schiff ging ruhiger.

Nun ein Kommando: „Alle Mann an Achterdeck!“ Das Schiff stoppte seine Fahrt, um bald ganz still zu liegen, nur ab und zu schaukelte es noch in der Dünung. Am Toppmast hing die Trauerflagge auf Halbmast. Am Achterdeck versammelten sich Matrosen, Heizer und Kohlentrimmer und bildeten Spalier auf Steuer- bzw. Backbord. Ein jeder hatte zu Ehren unseres teuren Kameraden seine beste Kleidung angelegt.

Nun Totenstille an Bord. Dort brachte man unseren Kameraden, von sechs Mann getragen, drei Matrosen, drei Heizer.

Der Kapitän entblöhte sein Haupt, wir folgten seinem Beispiele. Mit kurzen, zu Herzen gehenden Worten gedachte er unseres lieben Verbliebenen, rühmte seine Pflichttreue bis zum Tode, gedachte auch in seiner Rede der Mutter unseres lieben Kameraden. Dann sangen wir das Lied „Jesus meine Zuversicht“. Manch rauhem Seemann rollten die Tränen in den Bart.

Der Schiffsjunge weinte wie ein Kind. Begütigend, wie ein Vater sein Kind beruhigt, legte Gustav Nagel seine schwere Hand auf den blonden Scheitel des Jungen.

Wir alle waren tief ergrißen. Kein Pfarrer war an Bord. Der noch junge Kapitän, mit seiner hohen kernigen Gestalt, mit seinen entschlossenen Gesichtszügen, war alles. Nun betete der Kapitän ein lautes Vaterunser. Ein dreimaliges Auf- und Niederholen der Trauerflagge im Topp des Schiffes. Ein Wink des Kapitäns und die sechs Träger hoben die Bahre auf. Dann trug man sie zur Gleitbahn, die am äußersten Ende des Achterdecks zu diesem Zwecke angebracht war. Wir befestigten zu Füßen am äußersten Ende der Bahre die schweren Eisenroste oder Stäbe, die Gleitbahn reichte bis unmittelbar zur Oberfläche des Meeres. Laut und in Intervallen ertönte jetzt die große Schiffsglocke. Langsam ließen wir die Bahre, die Platte an Tauen abgleiten, bis die Füße unseres Kameraden die Oberfläche des Meeres berührten.

Nun ein Wink des Kapitäns, ein kurzer Ruck an den Tauen, und senkrecht, mit den Füßen nach unten, aufrecht noch im Tode, wie er gelebt, sank unser lieber Kamerad hinunter in das Element, das seine zweite Heimat gewesen, das nun auch sein Grab wurde.

Die Gleitbahn wurde an Deck gebracht. Und nun ein Kommando: „Kameraden, unsern lieben Kamerad Thomsen ein dreifaches Hepp Hepp, Hurra, zum Abschied.“ Die Mützen flogen von den Häuptern und dreimal ertönte der Abschiedsgruß über den weiten Ozean. Doch nicht Freude lag in unserm Abschiedsgruß, gurgelnd, abgebrochen, oft unterbrochen von verhaltenem Schluchzen ertönte unser letzter Gruß. Und nun brachte ein Matrose Blumen, des Kapitäns Lieblingsblume, die er mit großer Sorgfalt selbst pflegte in seiner Kajüte, und die er von dem Matrosen entgegennahm und über Bord warf der Stelle zu, wo soeben unser junger Kamerad unterging, mit den Worten: „Schlafe wohl, unser lieber Kamerad. Auf Wiedersehn.“

Nun entquollen auch unsern lieben Kapitän die Zähnen, doch er biß die Zähne aufeinander. Ein kurzer Wink nach der Kommando-Brücke. „Voll dampf voraus“ ertönte seine Stimme. Langsam setzte sich die „Worms“ in Bewegung, immer schneller wurde die Fahrt, und bald war die Stelle, an welcher ein junger tapferer Seemann seine letzte Ruhe fand, unsern Blicken verschwunden.

Am Abend aber tönte über Bord die vielgesungene Seemannsweise

Das Seemannsgrab.

Leise und auf sanften Wogen zieht ein Schifflein seinen Lauf,
Und am fernen Himmelsbogen steigt die Meeressgöttin auf.
Doch an Bord ist alles düster, trotz der sonst'gen Heiterkeit
Hört man nur ein leis Geflüster, weil man trauert um den Freund.
Denn man will ja übergeben einem kühlen Seemannsgrab
Einen Braven, den vom Leben rief der Todesengel ab.
Und den Sarg nach Seemannsweise, nur aus Segeltuch gemacht,
Wird er zu der letzten Reise auf die Reeling hingebraht.
Und am Achterdeck erschallet: „Braht die Achterraah in Braat!“
Von der Gaffel wieder walle, Halbmast, nun die Trauerflagg'.
Leise und in schlichten Worten betet nun der Kapitän,
Und man sieht an allen Orten Tränen in den Augen stehn.
Keine Blume ziert die Stätte, noch kein Hügel ziert den Ort,
Nur der Wellen leises Rauschen und der Wind streift drüber fort.
„Ruhe sanft auf kühlem Grunde, von den Wellen eingewiegt,
Deiner Mutter bring ich Kunde, wo ihr Sohn begraben liegt.“

Ein tücht'ger Schiffer nie verzagt,
Er wird die Fahrt verstehen

Und hoch im Mast bei tieffter Nacht
Die fernen Feuer sehen.

Karl Immermann.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

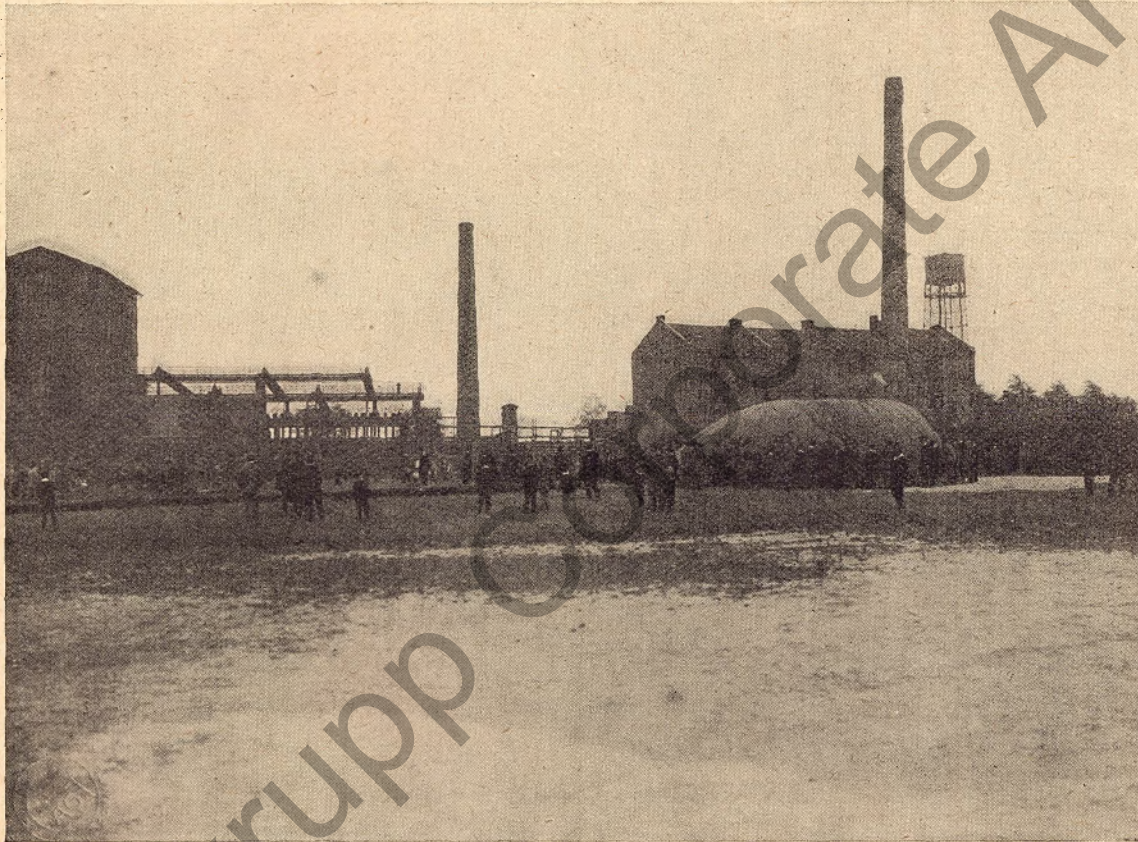
Die Befreiungsflugtage in Gelsenkirchen

Von Ing. Höpftner, Gelsenkirchen

Befreit atmete die vielgeprüfte Bevölkerung zwischen Ruhr und Lippe auf, als die Besatzungstruppen abzogen. Überall im befreiten Gebiet kam in Kundgebungen und Befreiungsfeiern die Freude über den Abzug der Bedrücker zum Ausdruck. Endlich war nun auch die Bahn frei für den Rundfunk und den Flugverkehr. Vorbei ist die Leidenszeit der Radio-„Schwarz Hörer“, hinfällig sind die Bestimmungen, die den Flugverkehr im Industriegebiet verhielten.

Aus Anlaß der Befreiung veranstaltete der Verein für Luftfahrt im Industriegebiet in Verbindung mit den befreiten Städten auf dem Flugplatz in Gelsenkirchen vom 5. bis 7. September drei Be-

die auch würdig waren, an diesem denkwürdigen Tage einer Ballonfüllung aus nächster Nähe beizuwohnen. Der ausgegebenen Parole folgend, standen am Sonntagmorgen etwa 100 Lehrlingsturner und -sportler zum Abmarsch fertig, nachdem die Vorarbeiter und Meister der Lehrwerkstätten als Gruppenführer auf die einzelnen Gruppen verteilt worden waren. Mit frohem Sang und in gleichem Schritt marschierte die erwartungsvolle Schar unter der Führung des Leiters des Ausbildungswesens durch die Straßen zum Ballonplatz. Mancher Frühaufsteher schaute sich nach der strammen Schar um. Auf dem Ballonplatz selbst herrschte bald ein reges Leben. Eine Gruppe wurde



Die Ballone werden „aufgepustet“

Die Lehrlinge der G. B. A.-G. bei der Arbeit

freiungsflugtage. Leider war der Wettergott dieser Veranstaltung nicht besonders gut gesonnen. Und so kam es, daß am ersten Flugtag am Samstag die mit Spannung erwarteten Großflugzeuge ausblieben. Nur zwei Passagierflugzeuge trafen ein.

Der zweite Tag begann mit dem Aufstieg der Freiballone „Henken“ und „Münster IV“. Ein dritter Ballon „Zeppelin“ konnte nicht startfertig gemacht werden, weil er sich von einer Havarie noch nicht erholt hatte. Doch die Füllung und der Start der beiden andern Ballone boten noch so viel Interessantes, daß es auch für den Leser verlohnt, etwas länger dabei zu verweilen.

Zunächst muß man sich wundern, daß die Ballone so schnell zur Stelle waren! Wo mögen die wohl gesteckt haben? – Doch dies festzustellen ist jetzt, nachdem unsere „Nachbarn“ in Marokko nach Abd el Krim's Fesselballonen schauen, vorausgesetzt, daß er solche sein Eigentum nennt, müßig.

Die vielen begeisterten Zuschauer, die sich auf dem Füllplatz am Gasometer der Rhein-Elbe eingefunden hatten, freuten sich, daß die Ballone zum Füllen bereitlagen und Lehrlinge aus den Lehrwerkstätten der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft zur Hilfeleistung bereitstanden. Schon an den Vortagen herrschte in den Lehrwerkstätten eine nicht geringe Aufregung. Galt es doch, die kräftigsten und gewandtesten „Turner und Sportler“ herauszufinden,

mit dem Füllen der Sandsäcke beschäftigt, eine andere half den Feuerwehrleuten, welche, wie man bald merkte, genau „im Bilde“ waren.

Im folgenden sei einmal die Berechnung eines Gas- (oder Luft-) Gewichtes unter Berücksichtigung des Barometer- und Thermometerstandes gegeben:

$$G = \text{Volumen} \times \text{mittl. Gewicht von 1 cbm Luft bzw. Gas bei } 0^\circ \text{ u. } 760 \text{ cm Hg} \times \frac{\text{Barometerstand}}{760} \times \frac{273}{273 + \text{Lufttemperatur}}$$

z. B. bei 760 cm Quecksilbersäule des Barometers und 10° C Außentemperatur: Luftgewicht eines 1680-cbm-Ballons (Münster IV, Henken) =

$$1680 \times 1,293 \times \frac{750}{760} \times \frac{273}{273 + 10} = 2060 \text{ kg.}$$

Würde der Ballon mit Leuchtgas (Gew. $0,5 \text{ kg/m}^3$) gefüllt, so wäre das Gasgewicht:

$$1680 \times 0,5 \times \frac{750}{760} \times \frac{273}{283} = 800 \text{ kg.}$$

demnach wäre der Auftrieb:

$2060 \text{ kg} - 800 \text{ kg} = 1260 \text{ kg}$, die durch Ballonmaterial, Mitfahrer und Ballast verbraucht werden können.



Der Ballon „Henken“ zum Aufstieg fertig



Bei der Füllung der Ballone

Doch kehren wir wieder zum Ballonplatz zurück. Da an den Vortagen die Witterung schon viel zu wünschen übrig ließ, war vorsorglich am Sonntagmorgen für die Hilfsmannschaften Kaffee gekocht worden. Alle Achtung – der Kaffee war gut! Ebenso gut war aber auch die Stimmung der Luftfahrer, die gegen 10 Uhr in die startbereiten Ballontörbe kletterten. Ein kurzes Überprüfen der Apparate, der Reißkleinen usw., und unter den begeisterten Zurufen einer großen Zuschauermenge erhoben sich bei sonnigem Wetter die Ballone zur Fahrt gen Osten. Zu den drei Mitfahrern des Ballons „Henken“ zählte auch Herr Oberingenieur Raven von der S. B.-A.-G.

Am Sonntagnachmittag strömten Tausende und aber Tausende zum Flugplatz. Trotz der ab und zu einsetzenden Regenschauer hielt die Menge der Flugportfreunde bis zum späten Abend aus. Es lohnte sich aber auch. Die gebotenen Flüge der verschiedensten Art fesselten allgemein. Gut gefielen die Kunst- und Rückenflüge des Piloten Bäumer (Hamburg) auf einem Doppeldecker und des Chespiloten Raab (Kassel) auf einem Dietrich-Doppeldecker.

Besonderes Aufsehen erregten natürlich die Passagierflüge der Junkers-Großflugzeuge. Die Flugzeuge konnten gar nicht oft genug aufsteigen, um immer wieder eine Schar von mutigen Fluggästen zu befördern. Den Abschluß des Sonntagsprogramms bildeten die Fallschirmsprünge von Kleineberg (Bielefeld) und Fräulein Thea Müller (Hamburg) aus je einem Sportflugzeug. Beide Absprünge gelangen großartig, und die tühnen Springer wurden von begeisterten Beifallsrufen begrüßt.

Am Montag wurde ein Schaufliegen für die Gelsenkirchener Schulfugend veranstaltet und gleichzeitig mit den Passagierflügen fortgesetzt. Auch die Lehrlinge Krolit u. Brutschkau von der S. B.-A.-G., die glücklichen Gewinner der in der Verlosung gewonnenen Freifahrtsscheine, kletterten in je eine Maschine der Fliegerschule Auffarth, Münster, und sahen sich ihre Heimatstadt und die weitere Umgebung aus der Vogelschau an. Trotzdem sich die Piloten mit ihnen in der Luft manchen „Scherz“ erlaubten – sogar Spiralen und Loopings wurden geflogen – entstieg ihnen heil und gesund, wenn auch etwas bleich, der Flugzeug. Sie wie auch alle anderen Passagiere haben sich überzeugt, wie bequem und sicher das Fliegen in einem modernen Flugzeug ist.

Zusammenfassend kann man wohl sagen, daß der erste Versuch nach dem Kriege, den Flugsport auf dem Gelsenkirchener Flugplatz wieder zu beleben, gut gelungen ist. Dieses betonte auch der Oberbürgermeister von Gelsenkirchen, Herr v. Wedelstädt, in seiner anlässlich einer besonderen Abendveranstaltung gehaltenen Rede, in der er zum Schluß ein Hoch auf die deutsche Luftfahrt und insbesondere auf den um sie so verdienten Verein für Luftfahrt im Industriegebiet ausbrachte.

Die Hermannsfeier der Deutschen Turnerschaft in Detmold am 15. und 16. August. 120 000 deutsche Turner und Turnerinnen waren Tag und Nacht unterwegs, um Grüße von den Grenzen des Deutschen Vaterlandes zum Hermannsdenkmal in Detmold zu bringen, das den Tag seiner Einweihung vor 50 Jahren festlich beging. Am Sonnabend Nachmittags gestaltete sich die Einholung des Banners der Deutschen Turnerschaft zu einer ersten Zusammenfassung der aus allen Gauen Deutschlands zusammengeströmten Festteilnehmer, die das Banner zum Rathaus in den Festzug geleiteten. Am Abend fanden in zwei Sälen Begrüßungsfeiern statt. Beide Feststätten waren überfüllt,

so daß Hunderte von Einlassbegehrenden wieder umkehren mußten. Im „Neuen Krug“ leitete der bayerische Kreisvertreter, Direktor Dr. Römer, München, den Festabend. Gewaltig war die Zahl der Ehrengäste, die nur mit Not und Mühe „in drangvoll fürchterlicher Enge“ untergebracht werden konnten. Man sah u. a. den Prinzegehn der Niederlande, Heinrich, den Fürsten Leopold zur Lippe, den Chef der Heeresleitung von Seeckt, der ein Detmolder Kind ist und sich für die Feier in seiner Geburtsstadt besonders interessierte, den Wehrkreis-Kommandeur Frh. von Ledebour, den Vertreter der Reichsministerien, Ministerialdirektor Daniels u. a. m.

Die Begrüßungsrede hielt der Oberbürgermeister von Detmold, Dr. Peters. Ihm schloß sich der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Direktor Dr. Berger, Berlin, an, der insbesondere den Prinzen Heinrich der Niederlande bat, in seiner Eigenschaft als Ehrenpräsident des Niederländischen Turnverbandes den holländischen Turnern herzliche Grüße der deutschen Turner zu übermitteln. Ferner sprachen für den deutschen Sängerbund Kauer mann, Dortmund, für das Landespräsidium Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Corvey. Aus der Fülle der weiteren Ansprachen seien noch die des Vertreters der deutschen Turnvereine in Deutsch-Südwestafrika, Pastor Hasentamp Swakopmund, sowie des Vertreters des Saargaaues, Burt Saarbrücken, erwähnt, deren Ausführungen in einem Treue gelöbnis für das Deutschtum und zur deutschen Turnische gipfelten. Besonderen Beifall fand die Verlesung eines Telegramms des Reichskanzlers Dr. Luther, der selbst deutscher Turner ist. Es lautete:

„Den im Gedenken an Hermanns befreiende Tat zur Feier versammelten deutschen Turnern sende ich ein kräftiges deutsches Gut Heil!“

Dr. Luther.

Turnerische Vorführungen, vornehmlich der Westfalenriege der Deutschen Turnerschaft, die erst kürzlich bei einer Werbereise durch Finnland großen Beifall gefunden hat, waren Glanzleistungen und rissen die begeisterten Zuschauer immer und immer wieder zu machtvollen Beifallstundgebungen hin. Mit dem Gesange des Deutschlandliedes endete der nachhaltige Eindruck hinterlassende Abend.

Auch in der Festhalle am Schloßplatz befand man sich in vaterländischer Hochstimmung. Ansprachen von Dr. Berger sowie des 2. Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, Geh. Rat Dr. Partsch, Breslau, turnerische Vorführungen der Westfalenriege, einer Turnerinnenriege aus Lüdenscheid sowie einer Fechtriege aus Herford umrahmten die Veranstaltung.

Der Festzug am Sonntag. Mittags sammelten sich die auswärtigen Turner in der Stadt mit ihren Fahnen zum Festzuge, der in einer Ausdehnung von drei Kilometer Turner und Turnerinnen aus allen 18 deutschen Turnkreisen in seinen Reihen führte. Mehr als 100 Fahnen wehten im Zuge. Den Zug eröffneten Hornsche Schwertträger in ihrer alten geschichtlichen Tracht, dann folgte das Banner der Deutschen Turnerschaft mit dem Hauptauszug. Vertreter der deutschen Turnvereine Südwest-Afrikas schlossen sich an, und dann folgten die einzelnen Turnkreise, unter denen der westfälische am stärksten vertreten war. Auch viel Turnerjugend sah man erfreulicherweise mit wehenden Wimpeln im Zuge.

Der Festzug brachte bei strömendem Regen die Festteilnehmer auf einem über eine Meile langen Wege zum Fuße des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg. Es war schwer, die herbeiströmenden Massen, deren Gesamtzahl auf mindestens 15 000 zu schätzen war, unterzubringen. Wieder hatten sich zahlreiche Ehrengäste eingefunden, unter



Wenn jemand eine Reise tut . . .

denen man neben Vertretern der Reichs- und Landesregierung und der Reichswehr den Fürsten Leopold zur Lippe mit seiner Familie sowie den Prinzeßgemahl Heinrich der Niederlande bemerkte.

Die Feier am Denkmal. Die Feier wurde eröffnet durch Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“. Oberbürgermeister Dr. Peters, Detmold, begrüßte die Gäste; im Auftrage der Stadtverwaltung überreichte er der Deutschen Turnerschaft ein Fahnenband für das Banner der Deutschen Turnerschaft, das die Erinnerung des Tages künftigen Geschlechtern vermitteln soll. Darauf sprach Ministerialdirektor Dr. Daniels im Auftrage der Reichsregierung und im besonderen des Reichsinnenministers Schiele sowie der Landesregierungen. Er überbrachte die Grüße und Glückwünsche der Behörden und wies auf den Sinn des Hermannsdenkmals hin, das den Weg zur Sammlung und Einigung aller Deutschen zeige. Gerade in der heutigen Zeit, in der die Behandlung der Deutschen durch Polen und Franzosen eine in jeder Hinsicht gewalttätige sei, müsse die deutsche Aneignung bekämpft werden. Die Deutsche Turnerschaft könne das Werk der Einigung mit vollbringen helfen. Der Redner schloß mit dem Wunsche,

Vaterlandes. Hochgewachsene Germanengestalten vom Nordmeer, die gedungenen Söhne des bayrischen Hochlandes, der Oberschlesier, der Nacher, der Pommer, der Ostpreuße, der Niederschlesier und der Sachse, der Deutschböhme, sie alle sind unter dem Banner der Deutschen Turnerschaft vereint und setzen freudigen Stolz darein, für den großen Gemeinschaftsgedanken des Hermannslaufes zu zeugen. Ihren Höhepunkt erreichte die Begeisterung, als auch ein Vertreter des Gaues Südwest-Afrika der Deutschen Turnerschaft vortrat und die Urkunde überreichte. Durch den Vornbusch der südwestafrikanischen Steppe brachten die Turner ihren Gruß und gleichzeitig durch den Mund des Sprechers das Treuegelöbniß zu deutscher Art und deutscher Sprache.

Gauvertreter Siebert aus Wittstock überreichte eine Eiche, die aus dem Geburtsorte Jahns, Lanz bei Lenzen in der Priegnitz, stammt. Sie soll ein markiges Zeichen der Feier der Deutschen Turnerschaft am Hermannsdenkmal werden.

Noch einmal entblühten sich die Häupter und andachtsvoll schallte es durch das weite Rund des grünen Haines: „Laßt Kraft mich erwerben, mit Herz und mit Hand, zu leben und zu sterben für's deutsche



Bei der Auslosung der Flugkarten

Die Lehrlinge Kroll X und Deutschkau XX die glücklichen Gewinner

daß die Deutsche Turnerschaft immer in erster Reihe zu finden sein möge, wenn es gelte, für deutsche Reichs- und Volkseinheit und für deutsche Freiheit einzustehen. Den mit Begeisterung und Gut Heilrufen begrüßten Worten des Redners folgte eine Ansprache des Detmolder Stadtverordneten-Vorsitzers, Oberstudienrats Dr. Gregorius, worauf der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Direktor Dr. Berger eine Ansprache hielt, in der er das Wollen der Deutschen Turnerschaft und ihre Arbeit an deutscher Volkskraft und deutschem Volkstum unterstrich. Auch seine Worte fanden ihren Gipfel in dem Mahnruf zur Einigkeit des ganzen Volkes.

Im Anschluß daran wurde dann „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand“ gesungen.

Das Eintreffen der Staffeln am Denkmal. Kaum waren die letzten Worte verhallt, machte sich das Nahen der Schlusläufer der Staffeln schon aus der Ferne bemerkbar. Eine weiße Gestalt bewegte sich durch die Menge, betrat das Denkmal und überbringt die Urkunde aus Friesland mit einer kurzen Schilderung des Laufes und einem kernigen plattdeutschen Sinnspruch. Dann folgten hintereinander die Endläufer der übrigen Hauptstaffeln; es waren Vertreter derjenigen deutschen Landesteile, von deren Grenzen die Hauptläufe ihren Ausgang genommen haben. Sie alle gaben eine kurze Schilderung des Laufes, sie alle hatten einen kernigen Spruch, oftmals in der heimatischen Mundart. Hier sah man die Vielgestaltigkeit unseres deutschen

Vaterland! In diesem Geiste war der gewaltige Eilbotenlauf, der Hermannslauf, angelegt, der über eine Strecke führte von 18000 Kilometer, die einer Entfernung von Neuyork bis Peking über Europa entspricht.

Möge die Nachwirkung der Veranstaltung in allen Teilen des deutschen Landes bemerkbar werden, möge das deutsche Volk durch den Lauf und die Feier neue starke Anregungen zu seiner Einigung gewinnen! Dann waren Hermannslauf und Hermannsfeier eine deutsche Tat, von der man noch nach Jahrzehnten singen und sagen wird.

Volksturnmeisterschaften der Deutschen Turnerschaft in Leipzig am 29. und 30. August. Über 500 Wettturner und Wettturnerinnen aus allen Gauen Deutschlands hatten sich eingefunden und eine große Anzahl von Ausscheidungskämpfen hat durchgeführt werden müssen, ehe die Besten für die Entscheidungskämpfe ausgesondert waren. Die prächtige neue Kampfbahn des L.- u. Sp.-V. 1867 bot den vielen Kämpfen einen würdigen Rahmen. Viele Tausende von Zuschauern sorgten mit ihren begeisterten Zurufen für die nötige Wettkampfstimmung. Eine Reihe Vertreter der deutschen Ministerien und viele Führer der Deutschen Turnerschaft waren als Gäste anwesend. Die Witterung war schon reichlich herbstlich und oft blies eine kalte Brise über den Platz, auch Regenschauer gab es ab und zu. Für den Volksturner ist die Witterung bekanntlich nicht ohne Einfluß. Wenn dennoch ganz hervorragende Leistungen erzielt wurden und mancher Höchst-

leistung der Deutschen Turnerschaft das Lebenslicht ausgeblasen wurde, so ist das um so mehr anzuerkennen. Die größten Fortschritte konnte man zweifellos auf dem Gebiete des Frauenturnens feststellen. Frä. Junkers (Kassel) lief die 100-Meter-Entscheidung einwandfrei in 12,4 Sek. und stellte damit eine neue Höchstleistung auf, und eine ganze Anzahl Turnerinnen folgten ihr mit Ergebnissen unter 13 Sek. Frä. Furchheim (Neufölln) stellte mit einem Weitsprung von 5,505 Meter ebenfalls eine neue Höchstleistung der Deutschen Turnerschaft auf. Auch die Turner warteten mit glänzenden Leistungen auf. Hornberger (Kreuznach) sprang 7,23 Meter. Beim Stabhochspringen waren bei einer Sprunghöhe von 3,30 Meter noch 13 Mann beteiligt, und als im Hochspringen 1,70 Meter gemessen wurde, übersprangen nicht weniger als 12 Mann die Latte. Als Bester ging beim Stabhochsprung dann Gossow (Rathenow) mit 3,69 Meter, beim Hochsprung Rüter (Hannover) mit 1,83 Meter hervor. Neue Höchstleistungen der Deutschen Turnerschaft wurden fernerhin aufgestellt von Schulz (Lübz), der 115,10 Meter im Schlagballweitwerfen erreichte, von Frä. Schumann (Essen), die den Speer 36,88 Meter warf, und von Heynen (Oldenburg), der im Schleuderball 65 Meter erzielte. Der erstmalig durchgeführte Marathonlauf bedeutete auch einen vollen Erfolg. Von den 29 Läufern erreichten 15 das Ziel; der Sieger Theuerlauf (Berlin) in der vorzüglichen Zeit von 2 Std. 37 Min. 37,4 Sek.

Ergebnisse der Turnerinnen: Kugelstoßen: Höppner, Ev. Crefeld 1855, 8,93 Meter, D. T. Meisterin 1925; 2. Grasse, Mtv. Niederlehme, 8,93 Meter (durch Stecken); 3. Dülfer, Egmde. Kassel 1844, 8,61 Meter. Speerwerfen: Schumann, Ev. Essen-Altendorf, 36,88 Meter, D. T. Meisterin 1925, neue deutsche Höchstleistung; 2. Rüter, 30,82 Meter; 3. Herzig, 30,56 Meter. Schlagballwerfen: Schumann, Ev. Essen-Altendorf, 71,24 Meter, D. T. Meisterin 1925; 2. v. Waldeyer-Hark, 64,62 Meter; 3. Goldbach, 62,34 Meter. Hochsprung: Junkers, Egmde. Kassel 1844, 1,46 Meter, D. T. Meisterin 1925; 2. Sommer, Ev. Kiel, 1,45 Meter; 3. Husmeyer, Ev. Osnabrück, 1,42 Meter; 4. Rohberger, L. u. Spv. Leipzig 1867, 1,41 Meter. Weitsprung: Furchheim, Neufölln, 5,505 Meter, D. T. Meisterin 1925; 2. Müller, Mainz, 5,29 Meter; 3. Junkers, Kassel, 5,25 Meter. 100-Meter-Lauf: Junkers, Egmde. Kassel 1844, 12,4 Sek., D. T. Meisterin 1925; 2. Schmidt, Ev. Bremen, 12,4 Sek. (Handbreite zurück); 3. Holdmann, Ebd. Hamburg 1862, 12,5 Sek.; 4. Bloß, Ebd. Hannover, 12,6 Sek.

Ergebnisse der Turner: 100-Meter-Lauf: Lammers, Orpo Oldenburg, 10,8 Sek., D. T. Meister 1925; 2. Mehner, Egmde. Göppingen, 11 Sek.; 3. Krause, Ev. Eiche-Fürstenwalde, 11,1 Sek.; 4. Peetich, Ev. Rochlitz 1847, 11,1 Sek. 200-Meter-Lauf: Lammers, Orpo Oldenburg, 22,9 Sek., D. T. Meister 1925; 2. Mehner, Egmde.



Junkers-Metall-Flugzeug F 13

Deutscher Behtkampf, Meister der Turner: Thymm, Ev. Rudolfsstadt, 1135 Punkte. Die von ihm erreichten Einzelleistungen: 100-Meter-Lauf 107 1/2 P.; 1500-Meter-Lauf 74 P.; 110-Meter-Hürdenlauf 93 1/2 P.; Hochsprung 100 P.; Weitsprung 111 1/2 P.; Stabhochsprung 120 P.; Steinstoßen 155 P.; Kugelstoßen 138 P.; Speerwerfen 133 1/2 P.; Diskuswerfen 102 P. 2. Schäfer, L. u. Sp.-V. Rheinhausen, 1039 1/2 P.; 3. Münch, V. f. L. Marburg, 998 P.; 4. Brelle, Ev. Osnabrück, 993 1/2 P.; 5. Schlenker, Egmde. Göppingen, 948 1/2 P.; 6. Wenter, Ev. Solde, 939 P.; 7. Baumann, Ebd. Göppingen, 935 P.; 8. Ulrich, Eintracht-Dortmund, 896 P.; 9. Möster, Mtv. Piemasens, 893 P.; 10. Rothmann, A. Ev. Hagen 1860, 869 P. Ferner noch 21 Sieger mit über 720 Punkten.

Deutscher Sechstampf, Meister der Turner: Thymm, Ev. Rudolfsstadt, 696 Punkte. 2. Regener, Eintracht-Dortmund, 627 1/2 P.; 3. Kantowitsch, Licht. Berlin, 622 1/2 P.; 4. Schumann, Mtv. Lamsheim, 615 1/2 P.; 5. Wengenroth, Ev. Frankfurt 1860, 608 P.; 6. Burgmayer, Egmde. Trossingen, 591 1/2 P.; 7. Mühleis, Ev. Reichenberg, 588 1/2 P.; 8. Münch, V. f. L. Marburg, 582 P.; 9. Zabel, Mtv. Karlsruhe, 580 P.; 10. Jenny, A. Ev. Düsseldorf, 571 1/2 P. Ferner noch 39 Sieger mit über 450 Punkten.

Deutsche Viertampf-Meisterin der Turnerinnen: Junkers, Egmde. Kassel, 471 1/2 P.; 2. Müller, Ev. Mainz 1817, 431 1/2 P.; 3. Saate, Etb. Hannover, 410 1/2 P. Ferner weitere 31 Siegerinnen.

Göppingen, 23,5 Sek.; 3. Helbig, Ev. Mainz 1817, 23,7 Sek. 400-Meter-Lauf: Bräunig, Ev. Neu- und Antonstadt Dresden, 50,7 Sek., D. T. Meister 1925. 800-Meter-Lauf: Ol, Ebd. Schwarz-Weiß Essen, 2,05,1 Min., D. T. Meister 1925; 2. Lutz, Ev. Meuselwitz, 2,07,3 Min.; 3. Steger, Ev. Frankfurt 1860, 2,07,4 Min. 1500-Meter-Lauf: Ol, Ebd. Schwarz-Weiß Essen, 4,18,2 Min., D. T. Meister 1925; 2. Thiede, Ev. Jahn Viehdorf, 4,25 Min.; 3. Bracht, L. u. Spv. Lichtersfelde, 4,27,7 Min. 5000-Meter-Lauf: Browatte, Ev. Neu- und Antonstadt Dresden, 16,22,6 Min., D. T. Meister 1925; 2. Bräsecke, Mtv. Germania Petershausen, 16,23,1 Min.; 3. Neumann, V. Ebd. München, 16,28,3 Min. 110-Meter-Hürdenlauf: Anton, Atd. Ev. Berlin, 16 Sek., D. T. Meister 1925; 2. Dahms, Ev. Osnabrück, 16,1 Sek.; 3. Rüter, Etb. Hannover, 16,5 Sek. Weitsprung: Hornberger, Ev. Kreuznach 1860, 7,22 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Roeckermann. Hamburger Licht., 7,13 Meter; 3. Wenter, Ev. Solde 6,90 Meter, Hochsprung: Rüter, Etb. Hannover, 1,83 Meter frei, D. T. Meister 1925; 2. Kneller, Ev. Neufahrwasser, 1,75 Meter frei; 3. Steinfeld, Mtv. Schartau, 1,75 ber. Dreisprung: Böning, Ev. Brate, 13,52 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Illhardt, Ev. Jahn Lützenfeld, 13,36 Meter; 3. Trumm, Ev. Vorwärts Niederroden, 13,32 Meter. Stabhochsprung: Gossow, L. u. Spv. Rathenow, 3,69 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Jung, Ev. Ilmenau, 3,60 Meter; 3. Kern, L. u. Spv. Mainz, 3,60 Meter. Schleuderballwerfen: Heynen, Ebd.



Lehrling Krolit als „Pilot“



Lehrling Brutschlau startbereit

Oldenburg, 65 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Kratowski, L.- u. Spv. Sparrenberg, 60,54 Meter; 3. Schwarz, Ev. Pöhlh, 60,51 Meter. Schlagballweitwerfen: Schulz, Lübz, 115,10 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Sirrenberg, Ev. Osnabrück, 105,10 Meter; 3. Brandt, Mtv. Bremen, 104,38 Meter. Speerwerfen: Prella, Ev. Osnabrück, 52,10 Meter; D. T. Meister 1925; 2. Hochrein, 49,10 Meter; 3. Kern, L.- u. Spv. Mainz, 47,96 Meter. Kugelschoten: Wittig, 19,67 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Babel, 19,53 Meter; 3. Hardt, 18,86 Meter. Diskuswerfen: Doerr, Tgmd. Bornheim, 42,19 Meter, D. T. Meister 1925. Stein- stoßen, bestarmig: Schwald, Ev. Rottern, 9,21 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Laubscher, L.- u. F.-Kb. Ludwigshafen, 9,02 Meter; 3. Flott, Ev. Haglach, 9,02 Meter. Stein- stoßen, beidarmig: Münzhuber, Ev. Lauingen, 15,63 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Flott, Ev. Hagloch 1880, 15,39 Meter; 3. Sirrenberg, Ev. Osnabrück, 15,35 Meter. Kugel- stoßen, bestarmig: Lingnau, Hannover, 13,32 Meter, D. T. Meister 1925; 2. Schwald, Rottern, 12,58 Meter; 3. Voigt, L.- u. Spv. Lichterfelde, 12,14 Meter. Kugelstoßen, beidarmig: Schwald, Ev. Rottern, 21,96

Meister 1925; 2. Ev. Mainz 1817, 8,28 Min.; 3. Ev. Vorwärts Breslau, 8,29,2 Min. 10 x 240 Meter-Kreisstaffel: Kreis 3b (Brandenburg), 4,57,3 Min., D. T. Meister 1925; 2. Kreis VIII b Rheinland, 4,58,5 Min.; 3. Kreis VIII a Westfalen, 5,03,5 Min. Schwedenstaffel 400, 300, 200, 100 Meter: Mtd. Ev. Berlin, 2,05,7 Min., D. T. Meister 1925; 2. L.- u. Ftb. Ludwigshafen, 3,51,2 Min.; 3. Ev. Osnabrück, 3,53,7 Min. Olympische Staffel 800, 200, 200, 400 Metre: L.- u. Ftb. Ludwigshafen, 3,50,4 Min., D. T. Meister 1925; 2. A. Ev. Neuh, 2,06,4 Min.; 3. Berliner Escht., 2,09,2 Min. Marathonlauf 41,480 Kilometer: Theuerlauf, Escht. Berlin, 2 : 37,37,4 Std., D. T. Meister 1925; 2. Meyer, Tgmd. Berlin, 2 : 38,32,8 Std.; 3. Tieg, Ev. Jahn Schönefeld, 2 : 40,41,3 Std.; 4. Gundlach, Ev. Jahn Biesenthal, 2 : 42,06,2 Std.; 5. Jädel, Leipzig-Kleinzschocher, 2 : 46,39,5 Std.; 6. Noßon, Mtv. Schönebeck, 2 : 48,05,5 Std.; 7. Völkel, Ev. Landsberg, 2 : 49,04,9 Std.; 8. Boff, L.- u. Spv. Friesen-Berlin, 2 : 49,45,4 Std.; 9. Rurth, Mtv. Schönebeck, 2 : 49,45,4 Std.; 10. Spitaler, 2 : 55,41,4 Std. Ferner weitere 5 Läufer.



Auf dem Gelsenkirchener Flugplatz

Im Vordergrund sieht man die Maschine des Kunstfliegers Bäumer (Hamburg)

Meter, D. T. Meister 1925; 2. Voigt, L.- u. Spv. Lichterfelde, 21,96 Meter (durch stechen); 3. Thymn, Ev. Rudolstadt 1861, 21,91 Meter. Staffeln: 1. Turnerinnen. 4 x 100-Meter-Staffel: Ftb. Hannover, 52,6 Sek., D. T. Meister 1925; 2. Ev. Vorwärts Breslau, 52,7 Sek.; 3. Ev. Jahn Neudölln, 53,4 Sek. 2. Turner. 4 x 100-Meter-Staffel: L.- u. Ftb. Ludwigshafen, 44 Sek., D. T. Meister 1925; 2. Mtv. Braunschweig, 44,1 Sek.; 3. A. Ev. Neuh, 44,6 Sek. 3 x 1000-Meter-Staffel: Mtd. Ev. Berlin, 1. Mannschaft, 8,16,3 Min., D. T.

Die Finnlandfahrt der Westfalenriege in Heft 5. Zu diesem Bericht schreibt uns Herr Direktor C. W. Junghaus, Mannheim, Siemenshaus, folgendes: Der finnische Hochruf ist in diesem Bericht wiedergegeben. Da meine Frau geborene Finnländerin ist, macht sie darauf aufmerksam, daß es nicht heißt „ellen tön“, sondern „elätöön“, auf deutsch „soll leben“. Elätöön ist finnisch, nicht schwedisch. Die schwedisch sprechenden Finn- länder rufen wie wir „hurra“. — Die besuchten Festungswerke, alte Werke aus der Schwedenzeit, heißen „Sveaborg“, nicht „Sveborg“.

In den Heften 5—7 des letzten Jahrganges veröffentlichten wir einen Aufsatz „Weiten, Zeiten und Geschwindigkeiten“ von Prof. D. Wiener, in dem in klarer und vollstündlicher Fassung über diese grundlegenden naturwissenschaftlichen Fragen in Gesprächsform geplaudert wird. Wir haben im Belang unserer Leser diese Arbeit in einem Büchlein in geschmackvoller Aufmachung zusammengefaßt, dessen Preis Mk. 0,60 beträgt. Wir bitten, von dieser unserem Leserkreis gebotenen Gelegenheit recht regen Gebrauch zu machen und umgehend Bestellungen aufzugeben an unsere Anschrift Düsseldorf, Reichsstraße 37/39.

„Das Werk“, Schriftleitung

Aus deutschen Sportquartieren

Reichsausschuß für Leibesübungen. Der Hauptausschuß der Deutschen Turnerschaft, der aus Anlaß des Hermannslaufes in Detmold tagte, faßte den Beschluß, aus dem Reichsausschuß für Leibesübungen auszutreten. Begründet wurde dieser auffeherregende Austritt damit, daß die D.T. die Überzeugung gewonnen habe, daß ihre besondere turnerische Eigenart im Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen nicht zur Geltung gebracht werden könne. Vor allen Dingen nimmt die D.T. Anstoß daran, daß der D.R.L. beschlossen hat, das Jugend-Turn- und Sportabzeichen einzuführen, obwohl die D.T. es ablehnt. Auch ist die D.T. nicht damit einverstanden, daß der Deutsche Reichsausschuß beschlossen hat, an der im Jahre 1928 in Amsterdam stattfindenden Olympiade teilzunehmen. Die D.T. glaubt nämlich auf Grund ihrer geschichtlichen und vaterländischen Wesensart eine Teilnahme an internationalen Kämpfen ablehnen zu müssen, solange ein Feind auf deutschem Boden stehe.

Den Austritt sucht die D.T. dadurch zu mildern, daß sie dem Deutschen Reichsausschuß mitteilt, daß sie, die D.T., in allgemeinen vaterländischen Aufgaben, namentlich in den Fragen der Erhaltung des deutschen Volkes durch Leibesübungen, mit dem D.R.L. weiter zusammen arbeiten wolle. Sie sei auch weiter bereit, neue Formen der Zusammenarbeit mit dem Deutschen Reichsausschuß zu suchen, nachdem sich die alte nicht bewährt habe.

Der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen hielt unter Vorsitz des Geheimrats Dr. Frisch, dem neuen Schachmeister des D.R.L., eine Sitzung des Bauausschusses ab, der auch zwei Vertreter der Reichsregierung bewohnten. Die Sitzung beschloß die Vergebung der Einbauarbeiten auf dem Erweiterungsgelände des Stadions nördlich der Pferderennbahn Grunewald, und zwar wurde in Auftrag gegeben: der Bau von drei Fußballplätzen, einer Aischenlaufbahn, sechs Tennisplätzen, eines großen Rasenplatzes, einer Reihe von kleineren Spiel- und Tanzplätzen für Frauen sowie die gesamten Straßen- und Wegeanlagen für Wohnungs- und Kanalisationsarbeiten in dem 16 1/2 ha großen Gelände. Ferner ist die Einfriedung des Ganzen mit vorläufig sechs Sicherungstoren beschlossen worden. Die Vergebung der Hochbauten, von denen zunächst das Lehrgebäude der Deutschen Hochschule begonnen werden soll, wird zur Zeit bearbeitet. Nachdem die Verträge für die Einbauarbeiten usw. nunmehr vergeben sind, wird dieser Tage der Bau in Angriff genommen.

*

Turnen. Aus Anlaß des Hermannslaufes der D.T. prangte die Stadt Detmold im Schmuck von Eichengirlanden und wehenden Fahnen. Eine festlich geschmückte Menge empfing die aus allen Teilen Deutschlands herbeigeeilten Turner. Der Tag, an dem vor 50 Jahren Ernst von Bodelschwingh sein Lebenswerk auf der Grotenburg vollendete, ist zu einem Ereignis, nicht nur für die deutschen Turner, sondern für das ganze deutsche Volk geworden. Mit großer Spannung wurde die Ankunft der Schlußläufer, die aus allen Teilen Deutschlands Grüße deutscher Treue zum Hermannsdenkmal brachten, erwartet. An der Beförderung der Urkunden waren 120000 Turner und Turnerinnen beteiligt. Freitags wurden bereits in vielen Orten aus Anlaß des Durchkommens der Läufer Hermannsfeiern veranstaltet. In Detmold selbst wurden am Samstag die Sitzungen des Hauptausschusses der D.T., die am Montag und Dienstag stattfinden sollten, vorbereitet. Bemerkenswert ist eine Tagung von Vertretern auslandsdeutscher Turnvereine, die die weiten Wege aus den Vereinigten Staaten von Amerika, Mexiko, Brasilien und Südafrika nicht gescheut hatten, um Teilnehmer an der Hermannsfeier zu sein. Am Samstag traf bereits das Banner der Deutschen Turnerschaft ein; es wurde am Bahnhof Detmold feierlich empfangen und zum Rathaus gebracht.

Am Sonntag morgen versammelten sich die anwesenden Turner unter reger Anteilnahme der Bevölkerung zu einer Morgenseier, die am „Krummen Hause“ stattfand. Pastor Eölle sprach in würdiger Weise über das Thema, wie sich langsam das deutsche Volk durch seinen Fleiß wieder hochgearbeitet zu früherer Größe. Mittags ordneten sich die Turner und Turnerinnen zum Festzuge, der eine Ausdehnung von 3 km hatte. Er wurde eröffnet durch „Hermes Schwertträger“ in ihrer alten geschichtlichen Tracht, denen das Banner der D.T. und dann die Mitglieder des Hauptausschusses folgten; dann kamen die Vertreter der deutschen Turnvereine und der Vereine des Auslandes. Erfreulicherweise sah man auch viele Jugendturner mit zahllosen Wimpeln im Zug. Der Festzug brachte die Teilnehmer bei strömendem Regen zum Denkmal. Zunächst sprach der Oberbürgermeister der Stadt Detmold, Peters, darauf Ministerialdirektor Daniels und dann der Vorsitzende der D.T. Direktor Berger. Nach den Reden trafen pünktlich die Läufer ein, die die Grüße der Turner und Turnerinnen aus allen Teilen des Reiches überbrachten. Die wirkungsvolle Feier fand ihren Abschluß mit dem Absingen des Deutschlandliedes.

*

Der Ausschuß der D.T. beschloß in Detmold, das deutsche Turnfest 1927 in Köln abzuhalten. Schon im Jahre 1918 war dieses Fest Köln zugedacht, jedoch vereitelten damals die Verhältnisse das Vorhaben. Von welcher Bedeutung dieses Fest ist, kann nur der ermessen, der eins der großen Turnfeste erlebte. Sah doch München vor zwei Jahren eine Völkerflut von 300000 Turnern, ungerechnet die Zuschauer. 180000 Turner nahmen am Festzug teil und 14 Tage lang dauerte die Abwicklung aller Vorführungen und Wettkämpfe. Weit über das Weichbild der Stadt, über die Grenzen der Provinz hinaus wird sich das Fest auswirken.

Im Stadion zu Halle wurden die Spielmeisterschaften der D.T. im Schlag- und Faustball zum fünften Male ausgetragen. Infolge der ungünstigen Witterung war die Veranstaltung schwach besucht. In der Faustballmeisterschaft der Frauen blieb die Mannschaft des Turnvereins Barmbeck-Ohlenhorst, in der der Männer der Rothenburger Sport-Turnverein siegreich. Die Schlagballmeisterschaft für Männer sicherte sich der Turnverein 1860 München zum dritten Male.

*

Wintersport. Der westdeutsche Wintersport rüstet für diesen Winter zu großen Taten. Die Tagung des Landesverbandes Sauerland des deutschen Skiverbandes findet im Oktober in Barmen statt. Sie soll zum ersten Male in größerem Rahmen abgehalten werden, um schon äußerlich das Wachsen des weißen Sports darzutun.

Damit verbunden wird eine Wintersport-Ausstellung sein, die in den Tagen vom 16. bis 23. Oktober stattfindet. Sie soll das immer größer werdende Gebiet des Wintersports umfassen. Neben der Ausstellung des Landesverbandes Sauerland und des Deutschen Skiverbandes werden namhafte Firmen der Gerätefabrikation für den Wintersport ihre Erzeugnisse zur Schau bringen, und zwar soll das ganze Gebiet des weißen und alpinen Sports, des Eislaufs, Bobs usw. gezeigt werden.

Selbstverständlich wird die Ausrüstung in diesem Rahmen vertreten sein. Alles, was zur Ausstattung des Wintersportlers gehört, wird auf der Ausstellung gezeigt werden. Auch die Photographie ist hineinbezogen worden.

Daneben wird eine besondere Abteilung den Winter in der Kunst zeigen. Dieser Teil untersteht dem Museumsdirektor Dr. Reiche, dessen Kunstausstellungen weit über das Wuppertal hinaus von sich reden machen. Eine geschlossene Ausstellung der Maler des Winters ist noch nie gezeigt worden, obgleich gerade auf diesem Gebiet manch ein Meister erstanden ist.

Die Tagung selbst wird Vorträge des bekannten Wintersport-Schriftstellers Luther (München) aufweisen. Ferner wird im Rahmen eines Abends eine Wintersport-Modenschau abgehalten werden, die neben der guten Stilflut, dem blauen Norwegeranzug in allen seinen Variationen auch den neuen Cabardine-Skianzug und moderne Erzeugnisse der Sportkonfektion zeigen wird.

*

RadSPORT. Der Besuch der deutschen Meisterschaften im Amateur-Radrennen, die auf der Kölner Stadionbahn zum Austrag kamen, war ein unerwartet guter. Trotz des unsicheren Wetters hatten sich nahezu 10000 Menschen eingefunden, die wie eine dichte Mauer das Oval umsäumten. Oszmella verteidigte seinen deutschen Meistertitel über die kurze Strecke (1 km) erfolgreich. Wieder war es wie im Vorjahre der alte Roffbach, mit dem er die Endentscheidung zu bestreiten hatte. Obwohl Roffbach ein großes Rennen fuhr, mußte er sich dem jüngeren Oszmella mit 3/4 Längen beugen. Bedauerlich war hier das vorzeitige Ausscheiden von Krewer, der am Vormittag, bei dem Vorlauf der langen Meisterschaft, schwer gestürzt, eine leichte Gehirnerschütterung und schwere Arm- und Beinverletzungen erlitten hatte, trotzdem aber nachmittags wieder, stark verbunden, antrat. Ein gesunder Krewer hätte in den Entscheidungen sicher noch eine wichtige Rolle spielen können. Oszmella blieb auch Meister in der langen Strecke (25 km). Der Verteidiger Werner Miethe ist inzwischen bekanntlich Berufsfahrer geworden, und so glaubte man den schärfsten Gegner für Oszmella in dem Kresfelder Schamberg erblicken zu müssen. Schamberg hielt sich dauernd am Schluß des großen Feldes, kam aber im entscheidenden Moment nicht durch, und es ist fraglich, ob er gegen den in fabelhafter Form befindlichen Kölner etwas ausgerichtet hätte.

Der Bund deutscher Radfahrer hält am 25. und 26. Oktober seine diesjährige ordentliche Bundeshauptversammlung in Magdeburg ab. Die Tagesordnung umfaßt für den ersten Verhandlungstag die Entgegennahme des Berichtes der Bundesverwaltung über den Stand und die Vermögenslage des Bundes, den Bericht der Rechnungsprüfer, die Genehmigung des Haushaltsplanentwurfes für 1926 und die Neuwahl des Vorstandes und der Rechnungsprüfer. Der zweite Verhandlungstag bleibt den sportlichen Belangen des Bundes vorbehalten. Die Tagesordnung für diesen Tag umfaßt die Entgegennahme der Berichte des Sportausschusses, alle Fragen hinsichtlich der

Wettfahrbestimmungen, die Beschlußfassung über die für das Jahr 1926 geplanten Bundeswettbewerbe und Meisterschaften, Beschlußfassung über die Verteilung von Preisen für Gauwettbewerbe, Behandlung von Anträgen sportlicher Art und Festsetzung der Höhe der Gebühr für Sportausweise. Der Bundesausschuß wird sich ferner noch mit einer Vorlage über den Abschluß einer zweckmäßigen Bundesversicherung für seine Krafttrad fahrenden Mitglieder zu befassen haben.

*

Leichtathletik. Vom Länderkampf Schweiz-Deutschland kehrte die deutsche Vertretung mit 89 : 53 Punkten siegreich aus Basel zurück. Der Kampf wurde drückend überlegen von Deutschlands Meistern gewonnen. Selbst wenn die Placierung über 800 m und 1500 m, vielleicht auch im Kugelstoßen für die Schweiz wesentlich günstiger ausgefallen wäre, wenn Martin, Schaerer und Vogler teilgenommen hätten, so hätte das an einem klaren Vorsprung Deutschlands nichts ändern können. Es wurde einmal sehr deutlich der ganzen Welt offenbart, daß Deutschlands Leichtathletik marschiert. Leider waren die Baseler Verhältnisse nicht dazu angetan, glänzende Zeiten herauszuholen. Um so höher sind daher die einzelnen Resultate zu bewerten.

Westdeutschlands Leichtathleten haben in Aynwägen einen großen Sieg über Holland errungen. Sie schlugen im Länderkampf die Auswahlmannschaft Hollands glatt mit 63 : 49 Punkten. Mit Ersatz für Böchner und Walpert antretend, erfüllten des Westens Vertreter voll und ganz das Vertrauen, das die deutsche Sportgemeinde in sie setzte. Alle, die zum Länderkampf antraten, haben sich tapfer geschlagen und das Ihre dazu beigetragen, den Sieg an die grün-weiße Fahne zu heften.

Die von der Frankfurter Entzucht veranstalteten leichtathletischen Wettkämpfe begegneten großem Interesse, da verschiedene deutsche Meister ihre Teilnahme zugesagt haben. Man wollte mehrere Rekorde verbessern. Doch gelang das nicht. Eine fabelhafte Leistung vollbrachte der deutsche Meister Troßbach über 110 m Hürden mit 14,6 Sek., doch warf er die erste Hürde. Eine halbe Stunde später versuchte er nochmals sein Glück. Diesmal benötigte er sogar nur 14,5 Sek., hatte aber auch jetzt wieder eine Hürde gerissen. Die Zeit kann also nicht als Weltrekord angemeldet werden.

Die deutsche Meisterschaft im 25 km-Laufen gelangte, ausgerichtet vom Berliner Sportclub Komot, zur Entscheidung. Etwa 30 Langstreckenläufer fanden sich bei starkem Regen am Start ein. Der junge Ludenwalder Rake übernahm sofort in scharfem Tempo das Kommando und führte bei 3000 m in 9 : 50 Minuten vor Schneider (Hirschberg), Horlemann (Röpenitz) und einer größeren Gruppe, in der sich auch die Favoriten Gerul (Quisburg), Kürsten (Leipzig) und Brand (Chemnitz) befanden. Erst bei 10 km konnte Horlemann den führenden Rake verdrängen. Auch nach Ablauf der ersten Stunde, in der Horlemann 17,680 km zurückgelegt hatte, hielt sich Rake noch auf dem zweiten Platz. Dann ging jedoch Schneider vorbei und verschaffte sich bei 20 km die Spitze, die er nicht mehr abgab. Er siegte in 1:29:42,1 Std. vor Rake 1:27:47 Std., Gerul 1:31:18 Std., Gotlich (Berliner Athletik-Club) 1:31:48,5 Std., Horlemann (Cito Röpenitz) 1:32:33 Std., Burghardt (Polizei) 1:32:34,5 Std. und Weidenberger (Komot) 1:33:33 Std.

In Dresden wurden bei ungünstiger Witterung die Schlag- und Faustballmeisterschaften der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik zum Austrag gebracht. Der Turnverein Germania Gleichwitz, der neue Meister im Schlagball, zeigte im Endspiel gegen den Kölner Sport-Club 1920 ein schönes Spiel. Die Kölner gaben sich nicht leicht geschlagen. Der Hamburger Polizei-Sportverein holte sich auch in diesem Jahre die Faustballmeisterschaft. Einen weiteren Hamburger Sieg gab es in der Faustballmeisterschaft der Damen, wo der Hamburger Lehrerinnen-Turnverein siegreich blieb.

Wohl noch niemals hat der Düsseldorf DSC.-Platz eine derartige Menschenmenge aufgewiesen, wie zu den 8. internationalen leichtathletischen Wettkämpfen. Die Tribüne war überfüllt, wohl 15000 Menschen mögen anwesend gewesen sein. Besonders hervorzuheben aus den prächtigen Leistungen sind der 100-m-Lauf Houbens und der Sieg Dr. Welkers über den Amerikaner Stevenson in Weltrekordzeit. Der Deutschamerikaner Wachsmuth stellte über 7500 m einen neuen deutschen Rekord auf.

Die große Veranstaltung der Westfalia Herne hielt voll und ganz das, was man sich von ihr versprochen hatte. Die Beteiligung war sehr groß; 123 Teilnehmer hatten sich am Start eingefunden. Die Anteilnahme der Bevölkerung auf der Strecke war erfreulicherweise überaus rege. In jeder Hinsicht also ein voller Erfolg. Die Laufkonkurrenz über 25 km brachte ein großes Feld und spannende Positionskämpfe. Gerhard (Weilburg) löste sich bei 7 km vom übrigen Felde los, um unangefochten in hervorragender Zeit zu siegen. Renalb folgte mit beträchtlichem Abstand.

Einen Weit sprung von 7,71 m erzielte in Paris der Franzose Cator, der sich erst kürzlich durch einen Sprung von 7,49 m bemerkbar gemacht hat; doch kann dieser Sprung nicht als Rekord anerkannt werden, da er im Training ohne offizielle Kontrolle erzielt wurde.

*

Handballsport. Auf dem Plage des VfL 96 in Halle wurde der erste Länderkampf zwischen den Handball-Ländermannschaften von Oesterreich und Deutschland ausgetragen. Der Besuch war in Anbetracht der ungünstigen Witterung und der sonstigen Veranstaltungen in Halle recht gut zu nennen, denn 2000 Personen wohnten dem Treffen bei. Wider Erwarten spielten die Oesterreicher besser als ihre Gegner. Schon bei Halbzeit stand der Kampf 3 : 1 für Oesterreich. Die Wiener konnten in der zweiten Hälfte ihren Vorrang ver doppeln, während die deutschen Spieler nur zwei Tore aufzuholen vermochten.

*

Fußball. Die diesjährige Fußballsaison hat zunächst mit den Spielen in den Vereinen und Landesverbänden des Deutschen Fußballbundes begonnen. Als Vorhutgefechte trugen auch schon einige Landesverbände repräsentative Spiele mit ihren Verbandsmannschaften aus, Spiele, die wohl als Generalprobe zu der Vorrunde der Jubiläums-Fußballspiele gedacht waren. In der Vorrunde der Jubiläums-Fußballspiele schlug in Fürth außerordentlich hoch Süddeutschland Westdeutschland 7 : 2. Wider alles Erwarten gewann Mitteldeutschland-Norddeutschland in Kiel 3 : 1. Damit schlugen die Sachsen in der Norddeutschen Verbandsmannschaft eine Mannschaft, die acht Tage vorher Süddeutschland in Frankfurt geschlagen hat. Die Balten verloren in Stettin gegen Brandenburg 8 : 4, so daß die Zwischenrunde und Endrunde aus Anlaß des 25. Jubiläums des DFB, die Verbände Süddeutschland, Mitteldeutschland und Brandenburg als Sieger der Vorrunde und Süddeutschland als spielfreien Verband zusammenbringt.

Der Deutsche Fußball-Bund hat für das kommende Jahr vier Länder-Wettkämpfe abgeschlossen. Im Februar oder März spielt die deutsche Nationalmannschaft in Kopenhagen gegen Dänemark, am 2. Mai anläßlich des Fisalongresses in Rom gegen Italien, im Juni gegen Schweden und im August gegen Finnland. Die beiden letzten Spiele gehen auf deutschem Boden vor sich, das Spiel gegen Finnland wird nach Düsseldorf gelegt werden. Außerdem schweben noch Verhandlungen wegen eines Länderspiels gegen Holland, die aber noch nicht zum Abschluß gekommen sind.

*

Rugby. In Erwiderung der Besuche, die englische Rugbyspieler zu Ostern in Heidelberg und Frankfurt a. M. machten, werden sich demnächst die süddeutschen Mannschaften nach England begeben. Die Rugbyabteilung der Rudergesellschaft Heidelberg wird im Oktober vier Spiele auf englischem Boden austragen, der Sportclub 1880 Frankfurt a. M. zwei Städtespiele gegen die Greyhounds Oxford und die Londoner Städtemannschaft.

*

Golf. Hellmers (Bremen) war noch bis zur Spielmitte der Endrunde um die deutsche Golfmeisterschaft, die in Bad Salzburg entschieden wurde, Favorit. Aber es kam einmal wieder anders, als man annahm. Das Spiel v. Limburgers, des ehemaligen deutschen Meisters, gegen den vorjährigen war nach glänzenden Leistungen am Vormittag am Nachmittag weniger sicher. Aber v. Limburger spielte doch verhältnismäßig ruhiger als Hellmers, der durch unsicheres Feldspiel manche gute Chance aus der Hand gab. Allerdings hatte Hellmers auch nicht ein einziges Mal die Führung. Mit 3 Auf- und 2 Zu-Spielen wurde Dr. v. Limburger (Leipzig) wieder einmal deutscher Golfmeister. Weit spannender als die Herrenmeisterschaft war die Endrunde der Damenmeisterschaft. Frau Sellshopp (Hamburg) befand sich in vorzüglicher Verfassung. Wie v. Limburger gegen Hellmers, so führte auch sie vor der Mittagspause gegen Frau v. Slavy, die bis dahin das Heft in der Hand gehalten hatte. Nun ließ sich die Hamburgerin die Führung nicht mehr nehmen und siegte nach glänzendem Spiel gegen die ungarische Meisterin mit 5 Auf- und 4 Zu-Spielen. Frau Sellshopp hat damit die deutsche Golfmeisterschaft zum sechsten Male gewonnen.

Der Golf-Länderkampf Holland-Deutschland, der in den Haag zwischen je sechs Vertretern der beiden Nationen entschieden wurde, brachte überraschenderweise den Holländern einen ganz überlegenen Sieg mit 7½ : 1½ Punkten.

*

Schwimmen. Das Endspiel um die deutsche Wasserballmeisterschaft 1925 vereinigte auf der Kampfbahn des N. B. T. S. in Bremen den vorjährigen Meister Hellas Magdeburg und den süddeutschen Meister, den S. V. Mannheim. In der ersten Hälfte war Hellas leicht überlegen und ging in der zweiten Minute bereits in Führung, doch konnte Mannheim gleich darauf ausgleichen. In der zweiten Hälfte setzten sich die Hellenen bedeutend energischer durch und ließen drei weitere Tore folgen, denen Mannheim keinen Treffer entgegenzusetzen konnte. Hellas gewann das in fairster Weise durchgeführte Spiel demnach mit 4 : 1.

Den Städtekampf Magdeburg - Budapest gewann Magdeburg mit 3 : 2.

Rätsel

Schachede des „Werk“

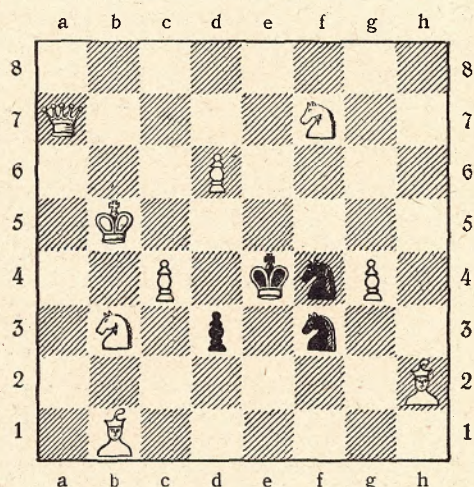
Bearbeitet von Heinz Vollmer

Mit diesem Heft beginnen wir mit der Einrichtung einer ständigen Schachede, deren Beachtung wir unsern Lesern empfehlen. Aus räumlichen Gründen müssen wir uns zunächst auf Aufgaben beschränken, hoffen jedoch, hin und wieder eine Partie oder ein interessantes Endspiel bringen zu können. Außerdem werden wir kurz über die bedeutendsten Schachereignisse des jeweils verflossenen Monats berichten und auf empfehlenswerte Literatur hinweisen.

Sämtliche Lösungen, Anfragen und Original-Aufgaben sind zu richten an die „Schachschrittleitung des Werk“, Düsseldorf, Reichsstraße 37-39.

Aufgabe Nr. 1

Original von W. Rüpper



Stellung der Steine:

Weiß: Kb5, Da7, Lb1, Lh2, Sb3, Sf7, Bc4, d6, g4

Schwarz: Ke4, Sf3, Sf4, Bd3

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Rätsel

Von J. Wälter, Hütten

Der von X nach Y fahrende Zug, bestehend aus 1 Lokomotive und 6 Wagen, begegnet dem von Y nach X fahrenden Zug, ebenfalls bestehend aus 1 Lokomotive und 6 Wagen. Es handelt sich um eine eingleisige Strecke, auf welcher 1 Nebengleis, welches nur Raum für 1 Lokomotive und 3 Wagen hat, vorhanden ist.

Wie kommen obige beiden Züge auf einfachste Weise in normaler Bespannung an ihre Bestimmungsorte?

Silbenrätsel

Von J. Pohl, Düsseldorf

Aus den nachstehenden Silben:

ä - ben - ben - burg - cho - ci - da - de - dü - dud - dorf - eu - el - e - e - en - eg - frie - fried - gard - ger - gum - ge - heim - her - hä - i - in - im - is - le - ler - lin - mül - mon - mi - ne - ne - phrat - rer - ru - ri - ster - sing - wil - wei

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben — beide von oben nach unten gelesen — einen Spruch aus Wilhelm Tell ergeben.

Die zu suchenden Wörter bedeuten:

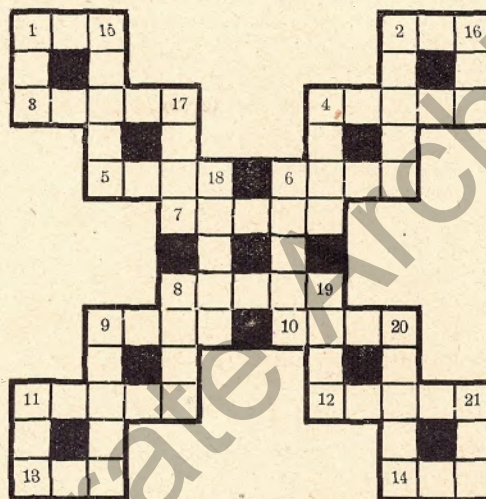
1. Berühmter Maler. 2. Fluß in Palästina. 3. Stadt am Rhein. 4. Weiblicher Vorname. 5. Biblischer Name. 6. Stadt in Ostpreußen. 7. Maß. 8. Ort im Saargebiet. 9. Armeeführer. 10. Weiblicher Vorname. 11. Zusatz zu einem Getränk. 12. Gebirge in Palästina. 13. Ort bei Magdeburg. 14. Volksstamm. 15. Elastischer Stoff. 16. Landwirtschaftliches Gerät. 17. Männlicher Vorname. 18. Dichtung. 19. Handarbeit.

Richtige Lösungen sandten ein: G. Flechsig, Brückenbau Dortmund-Union.

Kreuzworträtsel

Von E. Franken, Düsseldorf

Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viel Buchstaben hat, wie — in seiner Reihe — weiße Felder bis zum nächsten schwarzen Block oder Rand vorhanden sind. Die Bedeutung des Wortes und seinen Verlauf — wagerecht oder senkrecht — geben die untenstehenden Bezeichnungen an.



Wagerechte Reihen:

1. Nebenfluß der Donau. 2. Bekleidungsstück. 3. Blume. 4. Maßstab. 5. Gott. 6. Haustier. 7. Insel der Kleinen Antillen. 8. Verkehrsweg. 9. Heizungsrör. 10. Weiblicher Vorname. 11. Stadt in Pommern. 12. Löbliche Eigenschaft. 13. Getränk. 14. Teil des Auges.

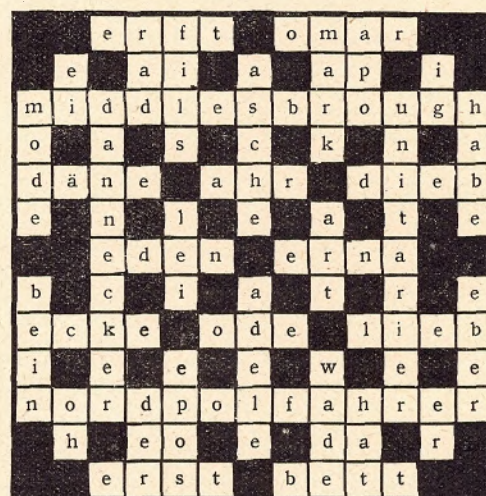
Senkrechte Reihen:

1. Nebenfluß des Rheins. 15. Blume. 2. Gestalt aus der Nibelungen-sage. 16. Geographische Bezeichnung. 17. Männlicher Vorname. 4. Papstname. 18. Schlachtfeld aus dem Weltkriege 1870/71. 6. Feldfrucht. 8. Stadt. 19. Weiblicher Vorname. 9. Ölbaum. 20. Nordwestlicher Teil des Rheinischen Schiefergebirges. 11. Geographische Bezeichnung. 21. Maschinenteil.

Auflösung der Rätsel in Heft 6

Kreuzworträtsel

von W. Buzen, Düsseldorf



Silbenrätsel

Die Einigkeit ist die Kunst der Freiheit.

1. Dialekte. 2. Isaak. 3. Emu. 4. Eisen. 5. Ibis. 6. Neutralität. 7. Ismed. 8. Goethe. 9. Körner. 10. Eislauf. 11. Isar. 12. Termiten. 13. Immi. 14. Sandwich. 15. Tante. 16. Dalli. 17. Immunität.

Büchermarkt

Kurzes Lehrbuch der Elektrotechnik, für Werkmeister, Installations- und Beleuchtungstechniker von Prof. Dr. A. Wotruber. Mit 219 Abb. München und Berlin 1925. Verlag von R. Oldenbourg. Geh. 6 Mk., geb. 7,20 Mk.

Dieses Lehrbuch vermittelt die Grundbegriffe in einfacher Weise, führt in die Wirkungsweise der Stromerzeuger und Motoren für Gleich- und Wechselstrom ein, ohne von einem nennenswerten mathematischen Apparat Gebrauch zu machen. Die Siemens-Schubertwerke haben ein reiches Bildstockmaterial zur Verfügung gestellt. Das Buch ist überaus brauchbar für Praktiker und Schüler.

Dynamik. I. Dynamik des Einzelkörpers von Dr. Wilhelm Müller. Mit 70 Figuren. Sammlung Götschen. Band 902. Preis 1,25 Mk.

Das Buch bringt die einfachsten Grundsätze der Dynamik einzelner Körper in einer Form, die sowohl den Bedürfnissen des Technikers wie des Mathematikers Rechnung trägt.

Eisenhüttenkunde. Von Dr.-Ing. M. v. Schwarz, a. v. Prof. an der Technischen Hochschule in München. II. Das schmiedbare Eisen. Mit 52 Abb. und 2 Tafeln. 172 Seiten. Sammlung Götschen. Band 153. Preis 1,25 Mk. Beide Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig 1925.

Nach einer Besprechung der schmiedbaren Eisensorten wird die Normung der Eigenschaften der Baustähle erstmals in einem Buch der Eisenhüttenkunde behandelt, ein Gebiet, das technisch und wirtschaftlich von größter Bedeutung ist.

Die Mitberechtigung an der Erfindung, mit besonderer Berücksichtigung des englischen und amerikanischen Rechts von Dr. jur. Dr.-Ing. Dipl.-Ing. Oskar Zeller. 1925. Marburg in Hessen. A. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung G. Braun.

Die Elektromotoren, ihre Arbeitsweise und Verwendungsmöglichkeit, von Prof. Dr. F. Niethammer. I. Gleichstrommotoren, Mehrphasige Synchron- und Asynchronmotoren. Mit 56 Figuren. 100 Seiten. Sammlung Götschen. Band 798. 1,25 Mk.

Unter Benutzung einfacher mathematischer Formeln und vieler graphischer Darstellungen in Form von Schaltschemen und Kennlinien oder Betriebst Kurven behandelt das erste der beiden Bändchen die Wirkungsweise und die Eigenschaften der Gleich- und Drehstrommotoren.

Schaltanlagen in elektrischen Betrieben. Von Prof. Dr. F. Niethammer. I. Allgemeine Schaltpläne. Einfache Schalttafel. 2. Auflage. 68 Seiten. 46 Figuren. Sammlung Götschen. Band 796. 1,25 Mk.

Industrielle und gewerbliche Bauten (Speicher, Lagerhäuser und Fabriken), von Heinrich Salzmänn. III. Fabriken. Mit 158 Figuren.

Bei der Wichtigkeit, die heute den industriellen und gewerblichen Bauten in der Volkswirtschaft zukommt, wird das kleine Buch für manche ein guter Wegweiser sein.

Die Empfangstechnik, mit besonderer Berücksichtigung des Rundfunkempfangs, mit 182 Abb. Verlag von Hochmeister & Thal in Leipzig 1925. Kart. 4,— Mk.

Auf knappstem Raum, aber durch reichhaltiges, sehr anschauliches Bildmaterial unterstützt, wird eine umfassende Darstellung der gesamten Empfangstechnik gegeben, sowohl aller Vorgänge und schaltungstechnischen Bedingungen beim einfachsten Detektor.

Die physikalisch-technischen Grundlagen des Funkwesens. Ein Leitfadens für Funkfreunde und Wiederholungsbuch für Funktechniker von M. Polakel, Funkoffizier. Mit 69 Textabb. 1925. Verlag wie oben. 3,50 Mk.

Das Buch ist insbesondere für die Mitglieder der Funkvereine bestimmt, die sich um die Erlaubnis der Audion-Veruche bewerben.

Aus der Technik des Rundfunks. Von F. Ambrosius. Mit 88 Abb. 3,— Mk. Verlag wie oben.

Das Buch bringt einen Überblick über die wichtigsten physikalischen Erscheinungen, die in der Rundfunktechnik angewendet werden, sowie die Grundzüge der häufigsten Schaltungen.

Kraftübertragung. Von Dr. L. Werner. Heft 3 der Sammlung „Kultur und Technik“.

Fernmitteilungen. Von Dr. E. Wendorf. Heft 4 dieser Sammlung. 1925. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. Main.

Beide Hefte sind in ihrer knappen Darstellung gleich vortrefflich wie die vorhergehende.

Leitfaden für elementares Rechnen. Zum Gebrauch für Technische Assistentinnen, Techniker usw. Von Dr. Albert Kiefer. Verlag wie oben.

Es ist ein vortreffliches Handbuch.

Die Statik der Brückentrane. Zahlenbeispiele zur statischen und analytischen Berechnung von fahrbaren Brückentranen mit Hilfe der neuesten Methoden unter Verwendung von Einflußlinien. Mit 20 Textfiguren, einer Tabelle und 19 Tafeln. Von J. M. Bernhard, München. München und Berlin 1925. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. Geh. 3,80 Mk.

Die Werke dieses Verlags bedürfen keiner besonderen Empfehlung.

Gezeitenprobleme des Meeres in Landnähe. Von Dr. Albert Defant, v. Prof. der Kosmischen Physik an der Universität in Innsbruck. Mit 17 Abb. Heft VI der Sammlung „Probleme der Kosmischen Physik“. Von Prof. Dr. Chr. Jensen und Prof. Dr. A. Schwabmann. Geh. 7,— Mk., geb. 8,— Mk. Hamburg 1925. Verlag von Henri Grand.

Diese auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Abhandlungen haben bisher die größte Anerkennung gefunden.

Handbuch für den Werkstätten-Betrieb. Von Ing. E. C. Berd. 2,50 Mk. Verlag für technische Fachliteratur Neumann & Co., Leipzig, Talstraße 19.

Die zahlreichen Tabellen und Zeichnungen werden dem Praktiker sehr willkommen sein.

Der Kampf um den Nutzeffekt in der Technik. Von Dr. H. Schüge. Mit 72 Abb. und einem mehrfarb. Umschlagbild von Ronsmaler German. 18. Aufl. Dietz & Co. (Franz's Techn. Verlag) Stuttgart. Geh. 1,60 Mk., in Halbleinen 2,50 Mk.

Das Buch erzählt allgemeinverständlich und spannend von der Wirtschaftlichkeit der Maschinen und Werkzeuge von frühester Vorzeit bis heute und ist lesenswert für jedermann.

Die Auskunft. Eine Sammlung lexikalisch geordneter Nachschlagebüchlein über alle Zweige von Wissenschaft, Kunst und Technik, unter Mitarbeit erster Fachleute herausgegeben von Dr. Franz Paehler, Oberschulrat, Koblenz. — 13. Starkstrom-Elektrotechnik. Von Obering. L. Schüler, Heidelberg. Verlag von Willy Ehrig. 0,80 Mk.

Bis jetzt liegen 29 dieser empfehlenswerten Hefte vor.

Fabrik-Organisation. Mit besonderer Berücksichtigung der Lohn- und Unkostenberechnung und der Kalkulation. Anhang mit moderner Reklame- und Verkaufsorganisation von Heinrich Loos, Bibliothek der ges. Technik Band 315. Dr. Max Jancke, Verlagsbuchhandl. 4,65 Mk. Der Verfasser zeigt in dem vorliegenden Buch in leichtverständlicher Form, wie ein moderner Fabrikbetrieb geleitet werden muß, um den

heutigen schweren Kampf in der Industrie aufnehmen zu können und gewinnbringend zu arbeiten. Die Darstellung beruht in der Hauptsache auf vom Verfasser in 25-jähriger Tätigkeit gemachten Erfahrungen.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. Gesellschaft und Verlag wie oben.

Heft 9 des 22. Jahrgangs ist erschienen und bringt wie immer eine Fülle der gediegensten Arbeiten.

Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Den Welt Schlüssel kann man mit Recht den Kleinen Brockhaus nennen, das Handbuch des Wissens in einem Band, wovon mehrere Lieferungen erschienen sind. Die Kunst, Handbücher des Wissens in zweckentsprechenden Formen zu bringen, ist ein altes Erbe der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig, und so bringen auch die bereits vorliegenden Lieferungen auf engstem Raum eine erstaunliche Fülle von Stoff in Worten, Karten und Bildern. Beinh Lieferungen zu je 1,90 Mk. sollen erscheinen.

Cherubini. Von Ludwig Schemann. Mit Porträts, Facsimiles und Noten. Preis in Ganzleinen 16 Mk., in Halbleder 20 Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.

Schemann hat von jeher zu den besten derer gehört, die den wechselseitigen Wirkungen und Einflüssen zwischen deutscher und fremdländischer Kultur nachforschten. Als reife Frucht dieses seines Lebenswerkes besichert er nun einen auf reichen wissenschaftlichen Quellen sich aufbauenden Band, der zugleich vom Verlag in ganz hervorragender Weise ausgestattet worden ist. Der Verfasser unternimmt mit großem Glück, für einen der Edelsten und Besten unter den Tonbildnern von neuem zu werben, für einen Komponisten, der sich u. a. der ganz besonderen Liebe und Hochachtung Beethovens erfreute. Stets haben sich die Besten zu seinem Schaffen hingezogen gefühlt, und doch ist durch seltsames Mißgeschick dieser ganze große Reichtum heute fast völlig verwaist. Von seinen Zeitgenossen hoch geehrt, hat er doch durch den wechselnden Zeitgeist sehr bald die Launen eines unbefähigten Publikums verspüren müssen. Nur wenige haben aber eine Wiederbelebung so sehr verdient, wie gerade dieser große Komponist, dem besonders auf den Gebieten der Oper und der kirchlichen Musik auch heute noch eine führende Stelle gebührt. Seine Kunst vereinigt in sich die besten Charakterzüge des künstlerischen Deutschland, Frankreich und Italien. Deutschland besitzt fast seine gesamten Werke in Originalhandschriften. Leider ist dagegen im Druck nur sehr wenig erschienen. Die erneute Wiederbelebung

seiner Werke wird ganz besonders für Deutschland eine Ehrenpflicht sein; denn ihre ganze Wesensart zeigt stärkste Verwandtschaft mit deutschem Wesen. Möge daher seinem reichen und vielfältigen Wirken bei uns eine neue verdiente Heimat beschieden sein! Kein zweites Buch dürfte in dieser Hinsicht mit gleichem Idealismus den rechten Pfad weisen wie das vorliegende. C. H.

Gustav Mahler. Von Richard Specht. Mit einem Bildnis. 17. und 18. Auflage. Preis in Ganzleinen 8 Mk., in Halbleder 11 Mk. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.

Spechts Mahler-Buch hat stets zu einem der besten aus der ganzen Gattung gehört. Die neue Auflage erhält ihren besonderen Wert durch eine ziemlich umfangreiche Nachschrift, in der behandelt werden: „Neue Mahler-Literatur, Mahler-Feste, die Zehnte Sinfonie, Mahlers Gefährtin und Mahlers Gegenwart“. Ein derart schönes Buch, das mit gleich großer Gefühlswärme wie Sachlichkeit geschrieben ist, kann nur von einem hervorragenden Nachgestalter, der ebenso sehr wie sein Vorbild selbst vom Dämon der Liebe besessen ist, hervorgebracht werden. Nach den vielen biographischen Notizen, die oft den größten Teil solcher Werke füllen, wird man diesmal vergebens Umschau halten. Statt dessen ist es ein ausgezeichnet gelungener Versuch, das Rätsel eines der überragenden Führer der jüngeren Künstlergeneration, dessen Schaffen noch immer viel zu wenig bekannt geworden ist und den man von vielen Seiten mit nicht gerade vornehmen Waffen zu bekämpfen sucht, zu lösen. Ein Buch, das wirklich berufen erscheint, auf diesem Gebiet fruchtbringend zu wirken. C. H.

Hanomag-Nachrichten, Heft 141, Jahrg. 12.

Im Zeichen des Verkehrs steht auch das soeben erschienene Heft 141 der Hanomag-Nachrichten, bringt es doch einen interessanten reichbebilderten Aufsatz über Verkehrsboote mit eingebauten Hanomag-Lloyd-Schiffsmotoren, ferner einen ausführlichen Bericht über eine Prüfungsfahrt im Kleinen Hanomag, dem neuen Kleintraktwagen, sowie einen Aufsatz über die Bewährung des WD-Rettenschleppers bei der Müllbeseitigung in Großstädten. Ein farbiges Bild einer Hanomag-Serien-Lokomotive liegt als Kunstbeilage bei. Preis für das Heft 30 Pf. postfrei. Zustellung erfolgt durch den Hanomag-Nachrichten-Verlag G. m. b. H., Hannover-Linden.

Mars. Seine Rätsel und seine Geschichte. Von Robert Henseling. Mit 54 Abb. und einem farbigen Umschlagbild. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franck'sche Verlagshandlung.

Allen Freunden der Sternkunde bestens empfohlen.

Inhalts-Verzeichnis.

Heft 7 (V. Jahrgang, Oktober 1925): Union-Stahlriemenscheiben. Von Ing. Richard Rotter, Betriebsvorsteher der Abteilung der Dortmunder Union. 1. Teil. Mit 6 Abb. S. 1 bis 3. — Die Braunkohle, ihre Entstehung, Gewinnung und Verwertung. Von Dipl.-Ing. G. Hoffmann, Mülheim. Mit 5 Abb. S. 3 bis 7. — Neue Worte zum Lied der Deutschen. S. 7. — Die betäubten Lohgerber. Von Schrödter. Kunstdruck. S. 8. — Deutsche Tore und Türen. Von L. Halby. Mit 6 Abb. S. 8 bis 10. — Rheinsage. Von Emanuel Seibel. S. 10. — Aus den bayerischen Bergen. Nach einem Gemälde von v. Perfall. S. 11. — Fröhlich Palz, Gott erhalt's. Von Fritz Reuter. S. 12 und 13. — Sinnspruch. Von Friedrich Rückert. S. 13. — Der Ruf aus dem Ather. Roman von Paul Rosenhahn. Schluß. S. 14 bis 16. — Theater, Kunst und Wissenschaft, Düsseldorf S. 17. — Dortmund S. 17. — Befreiungsplakette. S. 17. — Humor in der Pause. S. 18. — Düsseldorf's Schauspiel. S. 18. — Reichspräsident v. Hindenburg. Photographie von Leisten Schneider. S. 19. — Denkspruch. Von W. v. Humboldt. S. 19. — Alessandro Scarlatti. S. 20. — Der Walzerkönig vor hundert Jahren geboren. S. 20. — Lebenserneuerung. S. 20. — Große Ausstellung des Jahres 1926. S. 20. — Der Mensch auf der Gelei. Mit 2 Abb. S. 21. — Die Gelei im freien Düsseldorf. S. 22. — Düsseldorf als Kongressstadt. S. 22. — Neue Kongresse

und Tagungen. S. 23. — Technisch-wissenschaftliche Vorträge. S. 23. — Befreiungsfeier in Düsseldorf. Mit 1 Abb. S. 23. — Die Düsseldorfer Giesereifach-Ausstellung. Von Oberingenieur Langenohl, Gelsenkirchen. Mit 6 Abb. S. 23 und 24. — Westfälisch-Lippische Gewerbechau. S. 24 und 25. — Die U. d. S. S. R. auf der 11. Deutschen Ostmesse. S. 25. — Spitzweg. S. 26. — Martin Behaim. Von v. Wecus. S. 26. — Verschwendung im Verkehrsweisen. S. 26. — Titelbild. S. 27. — Die Kunstkenner. Von A. Achenbach. S. 27. — Luther selbst über seine Sprache. S. 27. — Technische Gedenktage. Mit Abbildung Frhr. vom Stein. S. 28. — Oktoberlied. Von Arno Brede. S. 29. — Der tapfere Hornist. Von Edmund v. Wecus. Mit 3 Abb. S. 30 bis 33. — Rinder und Schweine auf der Weide. Bild. S. 34. — Irminsul. Gedicht von Heinrich Gutberlet. S. 35. — Seemannsgrab. Von Albrecht Knebel. S. 35 und 36. — Denkspruch. Von Immermann. S. 36. — Turnen, Sport und Spiel usw. Die Befreiungsfluttag in Gelsenkirchen. Von Ing. Höpftner. Mit 9 Abb. S. 37 bis 39. — Hermannsfeier. S. 39. — Volksturnmeisterschaften in Leipzig. S. 40 bis 43. — Anzeige: Weiten, Zeiten, Geschwindigkeiten. S. 43. — Aus deutschen Sportquartieren. S. 44 und 45. — Rätsel usw. S. 46. — Büchermarkt. S. 47 und 48.

Wir gestatten uns, erneut darauf hinzuweisen, daß Mitteilungen jeglicher Art unpersönlich an die Schriftleitung zu richten sind, mit der Anschrift: Düsseldorf, Reichsstraße 37/39.

Herausgeber: Siemens-Rheinische-Schudert-Union, G. m. b. H., Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptchriftleiter: i. V. von Wecus, Düsseldorf. — Verantwortl. für den Sportteil: Heinz Haefss, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schudert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Heft mit zweifarbigem Umschlag; M. 6. — (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angeschlossene Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98 beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustendungsstellen. Für unverlangt eingelangte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Reichsstraße 37/39, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.



Julius Söhn, Heliograph, Düsseldorf

Allerseelentag auf dem Friedhof

Nach einem Gemälde von Alfr. Böhm, Düsseldorf

✱

Allerseelen

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Asters trag herbei
Und laß uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai.

Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei,
Gib mir nur einen deiner süßen Blicke
Wie einst im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Toten frei,
Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe
Wie einst im Mai.

Hermann v. Gilm.